N12<517878127 021

ubTÜBINGEN

„Nehmet euch in Acht vor den Wölfen, die in Schafskleidern einhergehen! ꝛc. — Die Protestanten haben es auf nichts als Feindschaft gegen die rechtmäßigen Vorgesetzten, Streit, Kirchenschändung, Brandstiftung, Raub, Hurerei, Glaubensverderbung u. dgl. abgesehen. Sehet die an, welche von unserer Kirche zu ihnen übergehen! Sie sind Leute, die ihre Weiber verlassen in der Hoffnung, dort schlechte Weibsbilder zu bekommen; Trinker, und solche, die nach vortheilhaften Aemtern trachten. Aber habt ihr je einen Mann von gutem Namen, einen wohlhabenden, einen tugendhaften und wohlgesitteten, aus Liebe zur Wahrheit zu ihnen übergehen sehen? Somit, auf daß ihr allem Uebel entgehen möget, entgehet auch dem übeln Weg der Ketzer und haltet euch von ganzem Herzen und bis zum Tod an die römisch-katholische Kirche. Amen!"

---

2. Die ostindische Visitationsreise des Inspector Josenhans im Jahr 1851—1852;

von ihm selbst beschrieben.

(Fortsetzung.)

B. Visitation der Südmahratta-Stationen.

25. Nov.—29. Dec. 1851.

1. Station Hubli.

Die bedeutendste Stadt in Südmahratta ist Hubli. Es befindet sich zwar dort weder eine Provinzialregierung noch eine Garnison; diese sind in Dharwar und Belgaum, welche wegen ihrer Forts früher als feste Plätze galten. Als ich in Hubli meinen Besuch abstattete, war nicht ein einziger Europäer, außer unseren Missions-Geschwistern, in Hubli ansäßig. Dagegen ist die Stadt größer und bevölkerter als jene beiden Städte (40—50,000 Einwohner) und der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs. Daher ist denn auch ihr Name weit und breit jedem, auch dem ge-

ringsten Hindu wohlbekannt. Der Taluk (das Oberamt) Hubli zählt 100,000 Einwohner in etwa 146 Dörfern. Die Stadt liegt in einer großen fruchtbaren Ebene an einem kleinen Fluß, der sie in zwei Hälften theilt, von denen die eine, die nordwestliche, Althubli, die andere, die südöstliche, Neuhubli heißt. Die Straßen der Stadt ziehen sich theils in der Thalmulde hin, in welcher der Fluß in mehreren Krümmungen langsam herabrinnt, theils an den niedrigen, sanftansteigenden Abhängen zur Rechten und Linken des Wassers hinauf. Da die Thalsohle aber nur um sehr Weniges tiefer liegt als die Anhöhen, sind dieselben zum größern Theil völlig eben. Sie sind nicht wie die Straßen der Unterländer-Städte von Bäumen überschattet, sondern vollständig der Sonne ausgesetzt, daher zwar licht und hell, aber auch, besonders die im tieferliegenden Althubli, in der trockenen Jahreszeit mit tiefem Staub bedeckt. Der größere, belebtere und wohlhabendere Theil der Stadt ist entschieden Neuhubli. Seine freien, wohl oft 80 und mehr Fuß breiten Straßen und namentlich die Kreuzstraßen bilden die Bazaars der Stadt, welche stets, besonders aber an den Markttagen, von Menschen wimmeln, von zahlreichen Werkstätten, Kaufläden und Magazinen besetzt und weit reicher als die Märkte des Unterlandes mit Verkaufsgegenständen überführt sind. Hierher bringen die Bauern und Handwerker von weit und breit die Produkte des Landes und der Industrie, und von hier aus versenden hinwiederum die eingebornen Großhändler dieselben nach allen Landestheilen und sogar in großen Massen in weite Ferne. Man darf daher Hubli als den nationalen Mittelpunkt des Landes betrachten.

Aus diesem Grunde wurde die Stadt anfänglich von unserer Gesellschaft als Hauptstation für unsere Südmahratta-Mission ins Auge gefaßt. Es gab eine Zeit, wo man glaubte, 4 Missionare da stationiren zu sollen, und gewiß wäre dieß für eine so volkreiche Stadt und für einen so einflußreichen Posten keine zu große Arbeiterzahl gewesen. Dieser schöne Plan wurde aber niemals ausgeführt. Miss.

Frey*) begann zwar gegen Ende des Jahrs 1838 mit vieler Freudigkeit die Arbeit in Hubli, und ihm wurde im Juli 1839 Miss. Supper und im Mai 1840 Miss. Hiller zugesellt. Es wurden ferner schon im Anfang des Jahres 1840 3 Männer als die Erstlinge unserer Mission aus den Südmahratten von Miss. Frey in Hubli getauft. Da aber die Missionare durch diese Männer mit mehreren Ortschaften im Osten bekannt wurden, die ihnen vielversprechender zu seyn schienen, zogen Frey und Hiller schon gegen Ende des Jahrs 1840 wieder von Hubli ab, um in Malasamudra und Bettigeri neue Stationen zu gründen. Miss. Supper mußte 1843 wegen eines Gemüthsleidens, zu dem er den Keim schon von Europa mitgebracht hatte, das nun aber unter den Einflüssen des tropischen Klima's und den Kämpfen des Missionslebens in Indien rasch sich steigerte, nach der Heimath zurückgesendet werden. Im Jahr 1841 waren die Missionare Johs. Müller, Irion und Hall in Hubli eingerückt, die beiden letztern aber wurden sehr bald wieder, der eine nach Malasamudra, der andere nach Tellitscheri versetzt. Das Gleiche war mit Miss. Huber, der 1844 in Hubli eintraf, der Fall. Statt daß das große Arbeitsfeld, das sich in Hubli eröffnete, gleich von vorn herein von einer tüchtigen Schaar von Missionaren in gründliche Bearbeitung genommen worden wäre, war es also bis zum Jahr 1845 der einzige Johs. Müller, der festere Wurzeln in Hubli schlug. Die übrigen verlockte ihr bei dem Mangel an genauerer Kenntniß des Landes und Volkes zu rasch vordringender Eifer auf andere Bahnen, oder es nöthigten sie die unvorhergesehenen und oft plötzlich eintretenden Wechselfälle des Missionslebens und das Mißverhältniß zwischen den Anforderungen und den vorhandenen Arbeitskräften unseres ostindischen Missionsgebiets, anderen Stationen zu Hülfe zu kommen. Erst im Jahr 1845 langte ein zweiter Missionar in Hubli an, der wie Johs. Müller festeren Fuß dort faßte. Es ist Miss. G. Würth, mit dem

*) Nicht lange nachher durch Krankheit zur Heimkehr genöthigt und bei St. Helena schiffbrüchig, wo er jetzt noch arbeitet.

wir bereits in Mangalur bekannt geworden sind. Aber auch er mußte in Folge der Krankheitsanfälle, welche Miss. Mögling in Mangalur betrafen, im Jahr 1850 sein Arbeitsfeld in Südmahratta für einige Zeit mit der Katechistenschule in Mangalur vertauschen und später die Station Bettigeri beziehen. Als ich die Station Hubli visitirte, stand daher Miss. Johs. Müller abermals allein auf diesem stets als höchst wichtig anerkannten, gar oft mit neuen Arbeitern bedachten, aber doch immer wieder derselben beraubten Posten. Unter diesen Umständen wird es begreiflich seyn, daß mir das, was ich in Hubli sah, den Wunsch nahe legte, es möchte der ursprüngliche Plan, hier ein umfassenderes und tiefer eingreifendes Werk zu gründen, niemals verlassen worden seyn und die Missionsgemeinde der Heimath der Committee jetzt wenigstens die Mittel nicht versagen, denselben auszuführen. Auf der andern Seite waren die bereits vorliegenden Resultate unserer Arbeit in Hubli hinreichend, mich mit Preis und Dank gegen den HErrn zu erfüllen und mir Freudigkeit zu verleihen, nicht allein den unter der wimmelnden Volksmenge der großen Stadt allein stehenden Miss. Johs. Müller, sondern auch die theure Committee zur unermüdlichen Ausdauer und kräftigem Vorwärtsgehen zu ermuntern.

Wie ich bereits oben erzählte, langte ich am 25. Nov. 1851 mit Tagesanbruch in Hubli an. Als ich vor dem Missionshaus aus meiner Manschil ausstieg, kam mir Miss. Müller aufs Freundlichste entgegen; bald erschienen auch seine Kindlein, ein liebliches Mädchen und ein kleiner Knabe, von einer schwarzen Wärterin geleitet, und nach einer Weile auch Frau Müller. Aus diesen Personen bestand damals die ganze Einwohnerschaft des Missionshauses, der man die herzliche Freude über unser Kommen, trotz dem, daß wir einander nie gesehen hatten, auf den Gesichtern lesen konnte, und in deren Umgang auch mir recht innig wohl wurde. Ich erkannte gleich in den ersten Stunden unseres Zusammenseyns, daß die Geschwister Müller rechte Nathanaels-Seelen sind, die, wie sie in inniger und herzlicher Liebe mit

einander verbunden sind und ein besonders reiches Maaß ehlichen Glücks genießen, so auch allen, die ihnen im Leben begegnen, mit wahrem Wohlwollen entgegenkommen und bei aller Einfachheit in ihrer äußeren Erscheinung und bei aller Stille und Geräuschlosigkeit ihres Wirkens, denen, die sich ihnen anvertrauen, einen reichen Schatz wahren Seelenfriedens zum Mitgenuß darbieten, und ein schönes Vorbild practischer Frömmigkeit geben. Beide Ehegatten sind mehr als mittlerer Größe, und von ursprünglich kräftiger Constitution, waren aber ziemlich mager geworden und von der indischen Sonne bereits sehr gebleicht, aber dennoch damals noch vollkommen rüstig. Nur ein altes Augenleiden, das immer wiederkehrte, hinderte Miss. Müller oft in seiner amtlichen Thätigkeit. Beide Geschwister sind sanfte, freundliche und gemüthliche Naturen. Dabei ist Miss. Müller ehrenfest, schlicht, behutsam und ruhig in seinem Benehmen und Auftreten, weniger unternehmend als beharrlich in dem, was er unternommen hat; seine Gattin dagegen verbindet mit vieler Gewandtheit und Umsicht im Leben ein schönes Maas ächter aus dem Herzen stammender Bildung und repräsentirt die Parthie des geräuschlosen Fortschritts. Ich werde deßhalb wohl nicht irren, wenn ich glaube, daß es unter den beschriebenen Verhältnissen entschieden providentiell ist, daß dieses Paar gerade die Mission in Hubli beginnen mußte. Sie waren ganz dazu gemacht, an die Stelle der beständigen Bewegung einmal etwas Festes und Bleibendes zu setzen und, da nun einmal nichts Großes unternommen werden konnte, die Hindernisse, welche dem Gelingen des Werkes entgegenstanden, wenn auch nicht mit Macht und Kraft, desto mehr mit stiller ausharrender Geduld und redlicher Treue zu überwinden. Miss. Johannes Müller ist geboren den 15. Januar 1813 zu Göppingen im Königreich Württemberg. Seine Jugend brachte er im elterlichen Hause zu. Er erlernte das Handwerk seines Vaters, der ein Zeugmacher war. Frühe schon wiesen ihn seine Eltern zu dem HErrn; auch war er nicht nur von Kindheit auf mit der Missionssache bekannt, son-

dern hatte in seinen Knabenjahren bisweilen selbst auch den Gedanken gehegt, daß er Missionar werden sollte. Ein älterer Bruder von ihm war bereits in den Missionsdienst getreten. Dieser, Johann Jakob Müller, war 1825 in das Missionshaus zu Basel aufgenommen und 1830 der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft übergeben worden, und arbeitete an der Seite des trefflichen Rhenius in Tinnevelly, wo er bereits im Jahr 1843 zu seines HErrn Freude einging. Ungeachtet der mannigfachen christlichen Anregungen, die unser Johannes Müller von Eltern und Geschwistern erhielt, ging er aber doch bis in sein 16tes Jahr, wie er selbst sich ausdrückte, mit der Welt dahin, ohne Gott und ohne Heiland, ruhelos und friedenleer, und der Gedanke, Missionar zu werden, war ihm allmählig so fremd geworden, daß er Alles eher geworden wäre als dieses. Im November 1829 aber nahm es auf eine ihm selbst räthselhafte Weise eine andere Wendung mit ihm. An einem Donnerstag saß er bei seiner Arbeit, ohne in seinem Gemüth lebendiger erregt zu seyn oder seine Gedanken auf einen Gegenstand besonders zu fixiren; da stieg ihm plötzlich ungesucht und unerwartet, aber ganz unwiderstehlich der Gedanke auf: „Nun bekehrst du dich und dann wirst du Missionar", und dieser Gedanke beängstigte ihn so, daß er sich das erste Mal auf die Kniee warf, um zu beten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm auch, wirklich zu beten, und von diesem Zeitpunkt an ward ihm der stille Umgang mit dem HErrn immer mehr zur Freude und stand der Entschluß in ihm fest, Missionar zu werden. Da er sich aber vorher bekehren wollte und es damit nicht so gut von Statten ging, wie er erwartet hatte, verflossen volle 5 Jahre, ehe er mit seinem Wunsche herausrückte. Endlich mußte aber eben eine Entscheidung erfolgen; er meldete sich deßwegen im Januar 1835 um Aufnahme in das Missionshaus in Basel in einem kindlich offenen Brief, in welchem er seinen innern Entwicklungsgang der Committee der evangelischen Missionsgesellschaft darlegte, und ebenso das tiefste Bewußtseyn seiner Untauglichkeit zu

dem gewünschten Beruf als die feste Gewißheit seines Antheils an der im Tode Christi ihm erstrittenen Gerechtigkeit, und sein volles Vertrauen auf die Kraft des Auferstandenen aussprach. Die Folge dieses Schritts war seine Aufnahme und sein Eintritt in unsere Anstalt im Sommer 1835. Nachdem er hier die nöthige Vorbereitung erhalten, erhielt er 1839 seine Bestimmung nach Indien und zwar für das Tulugebiet. Im Februar 1840 reiste er von England aus dahin ab. Bald nach seiner Ankunft in Indien wurde er aber nach Hubli beordert, wo er eine Knaben-Erziehungsanstalt beginnen und leiten sollte. Ist diese bis heute nicht zu Stande gekommen, so werden wir dagegen manche andere höchst erfreuliche Resultate seines 11jährigen Wirkens in Hubli zu schauen Gelegenheit haben.

Nachdem ich einige Stunden ausgeruht hatte, machte ich mich an die Arbeit. Ich packte meine Papiere aus und durchlief meine auf die Station Hubli sich beziehenden Notizen. Bald aber unterbrach mich ein Besuch, der mir sehr interessant war. Der Collector hatte mir für die Reise die Träger bis Hubli herauf bestellt, ich war also bei dem Mamledar (dem Oberamtmann) des Districts bereits angekündigt, deßhalb machte er mir alsbald seine Aufwartung. Er ist ein Brahmine, ein kurzes, pfostiges Männlein von etwa 40 Jahren, das sich in seiner Würde fühlt und auf die Gunst der Europäer viel hält, nichtsdestoweniger aber ein Hindu ist durch und durch. Er kam gewöhnlich auf einem hübschen Rößlein daher geritten, von einem Bedienten begleitet. Als Mann von Bildung nahm er gerne in einem Lehnsessel Platz, zog dann aber dennoch bald nach Hindu-Art beide Beine herauf. Ich ließ mich sehr gerne in eine längere Unterhaltung mit ihm ein, weil es mir von Interesse war, nicht bloß die Ansichten der Missionare, sondern auch die der Eingebornen kennen zu lernen, und ich erwarten durfte, über Manches von einem Beamten die beste Auskunft zu erhalten. Zuerst zog ich einige statistische Erkundigungen ein, fragte nach den bäuerlichen und gewerblichen Verhältnissen des Landes, und ließ mir den Ge-

schäftsgang der niedreren Verwaltungsstellen ein wenig auseinandersetzen, dann ging ich auf das religiöse Gebiet über. Ich war begierig zu vernehmen, was er von der christlichen Religion und der Mission denke. Er gab zu, daß der Sieg des Christenthums über die heidnischen Religionen Indiens mit Gewißheit erwartet werden dürfe. Er leugnete nicht, daß es mit der Herrlichkeit der Brahminen-Kaste aus sey, wie sie denn bereits überall vor den Engländern sich beuge; ja er gestand zu, der Sturz seiner Kaste sey eine Folge des innern Zerfalls derselben. Als ich dagegen die von ihm gemachten Zugeständnisse auf ihn persönlich applicirte, lautete es ganz anders: da erklärte er mit großer Bestimmtheit, und mit kaum verbissenem Ingrimm, obgleich mit dem freundlichsten Gesicht, daß er für seine Person niemals Christ werden werde und lieber zu Grunde ginge, als daß er seine Religion änderte. Natürlich fragte ich ihn, ob er denn Irrthümer in der christlichen Religion finde, ob er die Verheißungen des Evangeliums denn für Täuschungen halte, ob ihm denn sein angestammter Glaube Heil, Frieden und Seligkeit verbürge? Darauf antwortete er mit Nein, setzte aber hinzu, es möge sich damit verhalten, wie es wolle, er sey ein Brahmine und der glücklichste, beneidenswertheste Mensch, denn er sey ja als Brahmine göttlichen Geschlechts. Ich hob nun den Widerspruch hervor, der in seinen Aeußerungen liege und schob ihm in aller Freundlichkeit viele Spieße und Nägel ins Herz, die offenbar für den Augenblick nicht verfehlten, einen Eindruck auf ihn zu machen; daß aber diese Unterredung so wenig als viele andere, die er mit unseren Missionaren schon gehabt hatte, seinen Sinn änderte, zeigt sein nachmaliges Benehmen, das darauf zu deuten scheint, er habe trotz der ganz gewiß in ihm feststehenden Ueberzeugung von dem baldigen Sieg des Christenthums in Indien, sich vorgenommen, unsern Missionaren allen möglichen Widerstand zu leisten, um die Christen ihren Triumph wenigstens so theuer als möglich erkaufen zu lassen. Im damaligen Augenblick benahm er sich dagegen so, daß ich trotz der Erfolglosigkeit meines

Zuspruchs den Mann weder verachten noch ihm böse seyn konnte; deßhalb war mir die Art und Weise, wie mein Dolmetscher, der theure Miss. Müller, mit ihm verkehrte, zunächst nicht ganz begreiflich. Ich meinte, seine amtliche Stellung hätte dürfen etwas mehr berücksichtigt werden, und Beides, mehr Vertrauen und mehr Ernst hätte im Ton der Unterhaltung hervortreten sollen. Später dagegen, als ich den Mann näher kennen lernte, mußte ich mich daran erinnern, wie schwer es sey, einen Mann, den man als einen unredlichen und feindseligen Charakter kennen gelernt hat, immer wieder von Neuem mit Liebe anzufassen und mit Hochachtung zu behandeln, und mir selbst sagen, daß ich in der Unterhaltung mit diesem Mann vielleicht auch bald andere Saiten aufgezogen hätte, wenn ich die Ueberzeugung gewonnen hätte, derselbe sey nicht etwa nur ein Irrender, sondern ein vorsätzlich Widerstrebender. Gerade aber aus dem Grunde, weil ich an diesem Beispiel erfahrungsmäßig inne wurde, wie schwer es für einen Missionar ist, den Heiden gegenüber den rechten Ton anzuschlagen und für einen neuen Ankömmling, das Verfahren der Missionare richtig zu würdigen, war mir diese Unterredung mit dem Mamledar von Hubli von großem Gewinn.

Nach dem Besuch des Mamledars nahm ich den Missions-Compound mit seinen Gebäulichkeiten, Gärten und Feldstücken in Augenschein. Der Compound, der zum Stadttheil Dimsagara gehört und 18 Acres umfaßt, ist ziemlich eben, fällt aber doch ein klein wenig gegen Südwesten ab. Der östliche, höher gelegene Theil reicht fast an die große Straße hin, die von Hubli nach Dharwar führt. Mitten durch denselben von Süden nach Norden führt ein breiter Fahrweg, der zu beiden Seiten mit Mangobäumen bepflanzt ist, die jedoch nicht besonders gut gedeihen. Auf der rechten Seite dieser Allee, ziemlich in der Mitte des Compounds, steht, mit der Fronte gegen Südwesten, das Missionshaus. Von den vorderen Fenstern und der vorderen Verandah aus genießt man eine für das Oberland liebliche Aussicht theils nach Südwest auf Althubli hinab, theils gegen Nordwest

auf die nur noch vereinzelt stehenden Ausläufer der Westghats. Das Haus enthält in der nördlichen Ecke eine Wohnung für einen verheiratheten, in der Mitte Wohnungen für 2 unverheirathete Missionare und in der südlichen Ecke einen geräumigen Betsaal. Es ist von unseren Missionaren erbaut, luftig, gesund und sehr zweckmäßig eingerichtet. Es ist entschieden das beste unserer Missionshäuser in Südmahratta. Zur rechten und linken Seite des Hauses ist ein großer Rasenplatz, der später in Feld verwandelt werden kann. Hinter dem Missionshaus, durch einen sehr geräumigen Hofraum von demselben getrennt, steht die Küche und Knechtewohnung, der Kuh- und Pferdestall, mehr seitwärts das Katechistenhaus und eine Wohnung für eingeborne Christen. Vor dem Missionshaus jenseits der Allee ist ein großes Rondel angelegt, welches Blumenbeete schmücken, und zu welchem gleichfalls eine Allee von Fruchtbäumen führt. Zu beiden Seiten dieses Wegs befinden sich Aecker, die mit Dschadschi und Tschola (zwei Getreidearten), Bundigirde (einer Art Hanf), Hurli, (eine Art Linsen, welche als Pferdefutter dienen) und Doggeri (eine Art Gemüse) beflanzt sind. Gleichfalls zur Linken des Hauptwegs an einer tiefer gelegenen Stelle am nördlichen Compound-Ende befindet sich der Obstgarten, in welchem außer anderen Obstbäumen, z. B. Feigen, Citronen ꝛc., hauptsächlich viele Quavabäume stehen, deren, unsern Aepfeln am nächsten kommende aber doch etwas arzneimäßig schmeckende Früchte von den Südmahratten sehr gesucht und gut bezahlt werden. In diesem Garten sah ich die erste hochgewachsene Baumwollenstaude. Der westliche Theil des Compounds ist noch nicht angebaut. Er dient als Waide für das Vieh. In der Mitte dieses Waideplatzes, dem Missionshaus ungefähr gegenüber, aber tiefer gelegen, steht ein großes, damals ziemlich baufälliges Haus, nach Landesart eingerichtet, von 4 oder 5 christlichen Hindufamilien bewohnt. Da lebte der alte Isaak mit seiner Frau und seiner noch heidnischen und sehr intractabeln Mutter, und mehrere jüngere Männer, Weber, die ihre Werkstätte aufgeschlagen und ihre langen

Zettel am Boden ausgebreitet hatten. Wenn meine Schätzung richtig ist, war damals nicht ganz die Hälfte des Compounds urbar gemacht und angebaut. Das Ganze ist mit einer hohen, stachlichten Cactus-Hecke umgeben, die dicht und immer grün, stets neue Blüthen treibend, ebenso zweckdienlich als hüsch ist. Außerhalb dieser Hecke, gegen Osten, also zwischen dem Compound und der Straße nach Dharwar, besitzt die Mission noch ein weiteres, 23 Acres großes Stück Feld, das unsere Missionare, wie den Compound, gleich Anfangs von der Regierung gegen eine kaum nennenswerthe Taxe (8 kr. vom Morgen) in ewigen Pacht genommen haben.*) Dieses Feld ist ziemlich unfruchtbar und war weder angebaut noch eingeheckt, eben deßwegen von Menschen und Vieh zertreten. Einen Theil davon hatte auch die Regierung selbst ohne Weiteres wieder zurückgenommen, um ein Reisehaus darauf zu erbauen. Als Feld hat es offenbar sehr geringen Werth; es war aber in Pacht genommen worden in der Voraussicht, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo man einen Gottesacker, einen Bauplatz zu einer Kirche, Bauplätze und kleine Gärten für eingeborne Christen haben müsse.**) Deßhalb handelte es sich damals gerade darum, ob es nicht an der Zeit sey, den Besitz dieses an der Straße gelegenen Platzes, nach welchem es die baulustige Stadtbevölkerung immer gelüstete, durch Einheckung und theilweise Bebauung für die Zukunft sicher zu stellen.

Schon am Vormittag waren meine lieben Reisegefährten angekommen. Nachmittags kam Miss. Weigle von Dharwar herüber, um uns zu begrüßen. Wir kannten einander seit Jahren, hatten in Tübingen, er als Stipendiat, ich als Repetent, zusammengelebt; oft war ich vor seinem im Committeezimmer aufgehängten Bildniß, wie vor dem der andern Brüder gestan-

*) Alles Land in der Präsidentschaft Bombay, zu welchem Südmahratta größtentheils gehört, ist Eigenthum der Regierung. Alle Bauern sind bloß Pächter.

**) Diese Zeit ist bereits angebrochen und das Feld nur um so werthvoller, je schwieriger es bei der stetigen Vergrößerung der Stadt bereits geworden ist, in der Nähe derselben Land zu bekommen.

den, und hatte mir seine Züge wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Manche Brüder erkannte ich, ohne sie gesehen zu haben. Ihn aber erkannte ich so wenig, daß ich ihn auf mich zuschreiten ließ als einen völlig fremden Mann, und erst als ich ihm ins Auge sah und er den Mund öffnete, einer dem andern mit einem Ausruf der Verwunderung und Freude um den Hals fiel.

Der Abend verging uns in traulichen Gesprächen. Die Nacht war kühl (etwa 15 Grade Reaumur) und gab uns die Erquickung, die uns nach den Anstrengungen der letzten Tage in hohem Grade Bedürfniß war.

Am 26. Nov., und so auch in den folgenden Tagen, hatte ich regelmäßig längere Conferenzen mit Miss. Müller, in welchen ich mich über seine persönlichen Verhältnisse, seine Studien, seine Missionsarbeit, die kleine Christengemeinde und die Bedürfnisse der Station mit ihm besprach, Einsicht von den Büchern der Station nahm und die nöthigen Notizen über alle Verhältnisse der Station sammelte. In derselben Zeit wurde von meinem Neffen das Missionseigenthum, d. h. das Mobiliar, die Bibliothek, die Häuser und Felder verzeichnet. Außerdem inspicirte ich die Schulen, begrüßte ich die Gemeindeglieder und erstattete Bericht nach Basel. Nebenher nahmen wir in den kühleren Stunden des Tages die Stadt und ihre Umgebung in Augenschein.

Die Rechnungen und die übrigen Papiere der Station fand ich in guter Ordnung; nur die Handschrift im Taufbuch fand ich so unleserlich, daß ich bezweifelte, ob nach Jahren alle Namen noch zu entziffern seyn würden.

Bei der Durchsicht der Rechnungen erkannte ich aufs Neue, wie wenig man in der Heimath die Bedürfnisse einer Station im Detail richtig zu schätzen im Stande ist. So fand ich z. B., um nur Eines anzuführen, daß die Unterhaltungskosten eines Pferdes jährlich nur 80—90 Rup. betrugen, während die amtliche Correspondenz, ich sage, die amtliche Correspondenz, 60 Rup. jährlich erforderte, ungeachtet Hubli schwach besetzt war und Miss. Müller nicht für sehr schreibselig gelten kann.

Die Schulen, welche unsere Mission in Hubli damals unterhielt, waren insgesammt Heidenschulen. Drei befanden sich im Stadttheil Neuhubli, eine in Althubli, zwei auf den benachbarten Dörfern Unagalla und Gopernakoppa. Zwei der Schulen in Neuhubli werden in einem der Mission gehörigen, an der Hauptstraße der Stadt (dem Bazaar) stehenden Schulhause gehalten. Dieses, obwohl erst vor wenigen Jahren erbaut, fand ich in nicht sehr gutem Zustand. Das Dach war eingesunken, die Wände, weil längere Zeit nicht geweißt, ziemlich schmutzig. Das Lehrzimmer der Knaben ist indessen doch hell und geräumig; während ich dagegen die Mädchenschule sehr finster und unfreundlich fand. Ungeachtet mir dieser Zustand aber keineswegs einleuchtete, weil ich wohl weiß, daß eine reinliche, helle Schulstube auch mit zu den Erziehungs- und Bildungsmitteln der Jugend gehört, mußte ich meinen Tadel dennoch theilweise zurückhalten, weil ich wohl sah, daß nicht Mangel an Ordnungsliebe, sondern bloß Sparsamkeitsrücksichten den Missionar bestimmt hatten, die Herstellung der Schule in einen bessern Stand zu unterlassen. Die übrigen Schulen werden in den Vorhallen der Götzentempel gehalten. Da thront im Hintergrunde Basawa, ein kleiner schwarzer Ochse von Holz oder Stein, während, vielleicht 10 Fuß von ihm entfernt, um eine Stufe tiefer die Schulknaben in Reihen auf dem Boden sitzen und unter Anderm im Neuen Testament lesen und Sprüche aus der Bibel hersagen. Natürlich gehen aber die Menschen da immer ab und zu, was der Ruhe und Aufmerksamkeit der Kinder nicht eben Vorschub leistet. Allein dasselbe ist auch da der Fall, wo der Unterricht in unseren eigenen Schulhäusern ertheilt wird. Da Thüren und Fensterladen beständig offen stehen und Glasfenster keine vorhanden sind, tritt immer von Zeit zu Zeit ein Vorübergehender herein, um seine Neugierde zu befriedigen, besonders wenn ein weißes Gesicht sich blicken läßt. Freilich ist der Missionar im Schulhause auf seinem eigenen Grund und Boden, im Tempel auf dem Territorium des Götzen. Dagegen ist es ihm ja immer nur erwünscht, wenn auch die Erwach-

senen herbeikommen und im Vorübergehen ein Stück Evangelium mit sich nach Hause nehmen. Jedenfalls reichten unsere Mittel bisher nicht zu Errichtung und Erhaltung so vieler Schulhäuser und leidet hier das apostolische Wort seine volle Anwendung: „Alles ist Euer."

Die Schullehrer sind Heiden, Leute aus verschiedenen Kasten, oft Brahminen oder Lingaitenpriester; die Meisten besitzen wenig Kenntnisse, doch können sie lesen, schreiben und rechnen; ihre Anhänglichkeit an das Heidenthum und den Götzendienst ist bald größer bald kleiner, ihr Lebenswandel selbst oft nichts weniger als fleckenlos. Da aber die Heiden nur unter der Bedingung der Anstellung eines heidnischen Lehrers, der für eine Controle des Missionars wenigstens gehalten wird und die Eltern gegen die Verfolgung bigotterer Leute sicher stellt, ihre Kinder in eine Schule senden, in welcher der Missionar oder ein eingeborner Christ Unterricht ertheilt, bleibt nichts anderes übrig, als sich in diese Nothwendigkeit zu fügen. Es muß dann eben darauf Bedacht genommen werden, wenigstens solche Lehrer ausfindig zu machen, welche entweder selbst Sinn für Wahrheit haben und im Suchen und Forschen nach derselben begriffen sind, oder wenigstens keine feindselige Stellung gegenüber dem Christenthum einnehmen; und natürlich muß die erste Bedingung ihrer Anstellung die bleiben, daß sie nicht allein dem christlichen Religionsunterricht des Missionars und unserer Katechisten keine Hindernisse in den Weg legen, sondern sich auch dazu verstehen, einzig und allein christliche Bücher in der Schule zu benützen und Bibelsprüche dem Gedächtniß ihrer Schüler einzuprägen.

Die damals in unsern Schulen in Hubli angestellten Lehrer gehörten, wenn ich meine Notizen nachschlage, nicht alle zu den besten. Nur die beiden Dorfschulmeister waren wahrheitsliebende und dem Evangelium zugängliche Männer. Einer der in der Stadt angestellten Lehrer war ein ehrlicher Mann und geschickt, aber als Priester hielt er sehr über den Gebräuchen seiner Religion. Zwei führten keinen untadeligen Lebenswandel, und der Eine davon war ziemlich

schläfrig im Amt. Der Schullehrer in Althubli war entschieden dem Evangelium abgeneigt. Merkwürdiger Weise aber ließ er seinen ehemaligen Schüler, unsern Katechisten Paul, vollkommen gewähren, und waren gerade seine Schüler am weitesten in christlicher Erkenntniß. In seiner Schule war es, wo Miss. Mögling, nachdem er die Knaben in der biblischen Geschichte examinirt hatte, dann auf die Lehre von Gott übergegangen war, und die Knaben über die Eigenschaften Gottes ausgefragt hatte, auf der Stufe sitzend, die zur inneren Tempelhalle führte, wo der Basawa-Ochse stand, nach hinten auf den Götzen deutend, die Frage an das junge Volk richtete: „Wenn der wahrhaftige Gott ein solcher ist, wie Ihr sagt, was ist dann aber der dahinten?" und die Knaben dann lächelnd frischweg antworteten: „Der ist nichts." Sonst lasen die Knaben in dieser Schule recht ordentlich, im Schreiben waren sie weniger geübt als die in den Schulen von Neuhubli. Auch war die Zahl der Schüler in Folge von Pauls Uebertritt, 5 Jahre vorher, etwas zusammengeschmolzen. Die beiden Knabenschulen in Neuhubli waren sehr zahlreich besucht. Sie zählten, die eine 70, die andere 90 Schüler. Die Schüler der ersteren, die im Missionsschulhause gehalten wird, lasen gut und antworteten munter und richtig auf Fragen aus der biblischen Geschichte. Die Schüler Schiwalingaija's, des Priesters, der die Tempelschule hielt, lasen, schrieben und rechneten zwar fertiger, dagegen waren sie aber nicht so an Ordnung gewöhnt wie die ersteren. Die Mädchenschule zählte nur 15 Schülerinnen, die aber zu meiner Verwunderung weit besser lasen, als die Knaben. Schade um so mehr, daß ihr Lehrer, wie sein Aussehen schon beurkundete, ein sehr unsolider Mann war. Ich kann es hier so wenig als in Hubli verbergen, daß diese Wahrnehmung einen recht wehmüthigen Eindruck auf mich machte. Ueberhaupt erfüllte mich der Anblick dieser Heidenschulen in Hubli, der ersten, die ich näher kennen lernte und aufmerksamer beobachtete, mit den wehmüthigsten Gefühlen. Sah ich die lieben schwarzen Kinder an, welche da Unterricht empfingen, so konnte mir nicht entgehen, wie

sehr bedürftig dieselben Alle nicht allein des Unterrichts in Gottes Wort und andern nützlichen Kenntnissen sondern insbesondere auch einer christlichen Erziehung wären, und wie reich ausgestattet von der Natur und wie empfänglich für christliche Einflüsse ein großer Theil derselben sey. Schaute ich dagegen die Lehrer an, ihre Persönlichkeit, ihren sittlichen und religiösen Gehalt, ihre Kenntnisse, ihre Methode, ihre Schulzucht, die Erfolge ihrer Arbeit, so mußte mir alsbald klar seyn, daß die Beaufsichtigung von 6 solchen Schulen allein die Zeit und Kraft Eines Missionars mehr als vollständig in Anspruch nehme, wenn etwas einigermaßen Genügendes solle geleistet und ein allmähliger Fortschritt im Ganzen bewirkt werden. Miss. Müller aber konnte, nach Miss. Würth's Abberufung, wenn er seine junge Christengemeinde gewissenhaft pflegen, daneben noch der Heidenpredigt sich widmen sollte, unmöglich Zeit finden, in diesen 6 Schulen, von denen 2 überdieß auf den benachbarten Dörfern sich befanden, nur ein paar Mal jede Woche auf einige Stunden regelmäßig selbst zu arbeiten. Er gab jede Woche an 2 Tagen in jeder der 3 Schulen in Neuhubli Unterricht im Bibellesen, in biblischer Geschichte, Dictirtschreiben und der Sprachlehre; die Schule in Althubli dagegen, welche am entgegengesetzten Ende der Stadt sich befindet, und ebenso die Dorfschulen, mußte er der Aufsicht seines jungen, im Schulwesen selbst noch unerfahrenen Katechisten überlassen. Hätte mir dieß nicht zu Herzen gehen sollen? Hätte ich unter solchen Umständen nicht die dringende Bitte an die verehrte Committee in Basel stellen dürfen, daß sie einen zweiten Missionar nach Hubli sende, der sich dem Schulwesen ausschließlich widme? War ich nicht verpflichtet, die Christen der Heimath aufs Nachdrücklichste aufzufordern, diesen wichtigen Posten stets im Auge zu behalten und bald möglichst stärker zu besetzen? Aber siehe, da gerade in Hubli war es, wo ich die Nachricht erhielt, daß die Missionscasse in großer Bedrängniß sey. Wie schmerzlich war mir doch diese Kunde! Wäre mir dieser und jener liebe Freund durch den Tod entrissen worden, es wäre für mich

nicht niederschlagender gewesen. Solch einen Eindruck machen die Botschaften von dem Unvermögen der Missionscassen auf die, welche in der Heidenwelt mit eigenen Augen sehen, was gethan werden sollte und auch gethan werden könnte, wenn die Anzahl der Arbeiter dem Bedürfniß entsprechend verstärkt werden könnte. Mit betrübtem Herzen gab ich unter solchen Umständen Miss. Müller die Weisung, er solle, wenn es nicht möglich werde, seinen frühern Collegen Würth der Station Hubli wieder zurückzugeben, diejenigen Schulen, deren Lehrer nicht volles Vertrauen verdienen, und welche er nicht selbst regelmäßig zu besuchen im Stande sey, bis auf bessere Zeiten eingehen lassen und sich mit ganzer Kraft dann denen widmen, welche er noch übrig behalte.

Die Heidenpredigt auf dem Bazaar, in den Schulen und selbst in den Tempeln, hat in Hubli keine Schwierigkeit. Wo sich ein Europäer öffentlich zeigt, ist er alsbald von einem Volkshaufen umgeben. Ich durchzog öfters den Bazaar von Mangalur; die Leute nahmen davon wenig oder keine Notiz. In Hubli war dieß ganz anders. Als wir eines Abends nach dem Bazaar gingen, um denselben zu besehen, die zum Verkauf ausgestellten Dinge zu beaugenscheinigen und Einiges, was uns neu und merkwürdig war, einzukaufen, waren wir alsbald von einer Masse Volks umdrängt; selbst der Polizeiinspector (Kotwal) gesellte sich zu uns. Alle waren freundlich, höflich, dienstfertig. Sie ließen es nicht zu, daß wir die gekauften Dinge selbst heimtragen sollten. Der Kotwal sogar nahm ein paar Sandalen unter den Arm und sandte sie uns nachher ins Missionshaus. Und als wir nun weiter gingen die Straße entlang, formirte das Volk eine Linie, so breit als die weite Straße selbst, und zog in so großer Zahl mit uns, daß es mir zuletzt lästig war, obgleich Niemand sich eine Unschicklichkeit zu Schulden kommen ließ, alle vielmehr so viel Anstand beobachteten, daß auch nicht Einer sich erlaubte, uns voranzugehen. Ebenso liefen die Leute alsbald in größerer Anzahl herzu, wenn wir eine Schule besuchten, sey es in unserem eigenen Schulgebäude oder in einem Tempel. Wollte

man predigen, so durfte man also nur den Mund öffnen, an Zuhörern fehlte es niemals. Wir sprachen auch auf allen unsern Gängen zu Einzelnen oder zu einem ganzen Haufen Volks von dem Zweck unseres Kommens und dem Heil, das der HErr ihnen zugedacht. Als ich die Schule im Tempel zu Althubli visitirte, verkündigte ich den zusammengelaufenen Männern und Frauen, 50—60 an der Zahl, durch den Mund meines getreuen Dolmetschers, Miss. Mögling, in einer längeren Ansprache das Evangelium von Jesu Christo, und sprach es dabei in den stärksten Ausdrücken frei und offen aus, daß wir die gewisse Verheißung haben, sie werden Alle noch vor unserem Heiland ihre Kniee beugen. Das hörten sie auch nicht bloß aufmerksam, sondern wirklich geduldig an, so daß ich höchlich verwundert war, im Tempel selbst, so nahe beim Götzen stehend und auf ihn mit meinen Fingern deutend, solche Dinge aussprechen zu dürfen, ohne daß auch nur Einer ein Wort des Zweifels, der Mißbilligung, des Spotts oder der Widerrede zu entgegnen sich veranlaßt gesehen oder innerlich gedrungen gefühlt hätte. Unter solchen Umständen mußte ich nur Eines beklagen, nämlich das, daß auf den Marktplätzen und in den Straßen dieser Stadt das Wort des Lebens nicht täglich verkündigt wurde. Miss. Müller predigte zwar auf seinen Wanderungen nach den Schulen und von da zurück, und auch sonst öfter, wie er mich versicherte, das Wort vom Kreuz; aber doch war er bis dahin nicht dazu gekommen, dieß zu einer bestimmten Zeit und an mehreren Plätzen regelmäßig zu thun, was doch so höchst wünschenswerth und schlechthin unerläßlich ist, wenn die ganze Einwohnerschaft einer so volkreichen Stadt mit dem Gnadenrath Gottes bekannt werden soll. Das Bedürfniß eines rüstigen und kräftigen Predigers für Hubli drängte sich mir deßwegen auf allen meinen Gängen durch die Stadt sehr lebendig auf, und ich ermangelte auch nicht, schriftlich und mündlich immer wieder darauf hinzuweisen, und ich werde der Heimath beständig mit der Bitte um die Aussendung eines solchen in den Ohren liegen, bis sie uns in den Stand setzt, diese große

Lücke in unserer Südmahratta-Mission so auszufüllen, wie es sich gebührt. Darf ich die Erfüllung dieses Wunsches einmal noch erleben, dann erst kann ich sagen, daß es der Mühe werth gewesen, Hubli gesehen, den Stand der Dinge untersucht und über denselben Bericht erstattet zu haben. Möge der HErr mein Gebet für Hubli bald gnädiglich erhören!

Die junge Christengemeinde in Hubli bestand im damaligen Augenblick aus 8 Personen. Dazu kamen noch 3 Katechumenen und 2 während meines Aufenthalts in Hubli heraustretende Männer. Von den Getauften waren drei schon seit Jahren übergetreten, die Uebrigen erst vor einem Halbjahr der Gemeinde hinzugethan worden. Unter jenen drei war Isaak das älteste Gemeindeglied, ein Bauer, dem Miss. Müller einen Theil des Compounds zu seinem Gebrauch eingeräumt hatte, wofür er seinerseits den Garten und das Vieh zu besorgen und die Milch für die Missionsfamilie zu liefern verpflichtet war. Er ist ein großer, hagerer Mann, freundlich und stille, in vielen Prüfungen bewährt, fleißig und treu, aber nicht besonders begabt. Ferner gehörte zu diesen Erstlingen der Katechist Paul, das geistig hervorragendste Glied der Gemeinde, ein noch ganz junger Mann. Wie schon erwähnt, wurde er durch den christlichen Unterricht, den er in der Tempelschule von Althubli empfing, für den HErrn gewonnen. Da er noch ein Jüngling war, als er heraustrat, und es überhaupt Miss. Müller's Art ist, sehr vorsichtig und sicher zu Werk zu gehen, mußte er eine lange und für ihn sehr schwere Probezeit bestehen, ehe er zur Taufe zugelassen wurde. Während er außerordentlich viel Trieb zum Lernen und Studiren hatte, mußte er bei Frau Müller das Schneiderhandwerk erlernen und durfte nur in seinen freien Stunden über den Büchern sitzen. Um so eifriger griff er nach jedem Buch, dessen er habhaft werden konnte. Endlich sprach er nicht mehr bloß sein Verlangen nach der Taufe aus, sondern suchte dem Missionar aus dem Worte Gottes zu beweisen, daß er ein Recht an die Taufe habe. Nun wurde sie ihm auch nicht länger

vorenthalten. Dagegen mußte er auch nach derselben immer noch einen Theil seiner Zeit der Handarbeit widmen, und erst allmählig erhielt er in stufenmäßigem Fortschritt die Freiheit, seine ganze Kraft dem Unterricht der Jugend und der Predigt des Evangeliums zu weihen. Die Person des dritten unter den Erstlingen ist mir nicht mehr erinnerlich. Die übrigen fünf Gemeindeglieder waren erst im Frühjahr 1851 getauft worden. Nach der Taufe der drei Erstlinge war ein langer Stillstand im Wachsthum der Gemeinde eingetreten und Jahre lang ohne sichtbaren Erfolg fortgearbeitet worden; am 16. März 1851 aber konnten von Miss. Müller 7 Personen zugleich auf den Tod Jesu getauft werden. Unter diesen war die Frau des Katechisten Paul. Diese hatte sich lange geweigert, dem ihr zwar rechtmäßig verlobten, nun aber zum Christenthum übergetretenen Manne nachzufolgen, und als sie vor Gericht zu der Erklärung aufgefordert wurde, ob sie die Verbindung mit demselben fortzusetzen bereit sey oder nicht, gegen alle Erwartung sich entschlossen, zu ihm zu kommen. Nachdem sie aber einige Zeit im Umgang mit den Christen verlebt hatte, sprach sie von freien Stücken den Wunsch aus, auf den Namen des HErrn getauft und in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Die 6 andern damals Getauften waren junge, zum Theil unverheirathete Männer von der Weber- und Goldschmied-Kaste. Zwei von ihnen hatten aber Hubli verlassen und waren nach Belgaum gegangen, um dort in der englischen Schule für den Regierungsdienst sich auszubilden. Dieß machte Miss. Müller viel Kummer, weil er durch diesen Entschluß der Jünglinge seine früher schon gehegte Ueberzeugung bestätigt fand, daß bei ihrem Uebertritte, wenn er auch die Redlichkeit ihrer Gesinnung keineswegs ganz in Abrede stellen wollte, weltliche Nebenabsichten doch auch mituntergelaufen seyen, und ein solcher Vorgang auch auf die Zurückgebliebenen leicht einen üblen Einfluß äußern konnte. Doch war die Gefahr bei meinem Besuch in Hubli bereits überwunden, und ich kann nicht anders, als bezeugen, daß ich eine sehr große Freude an dieser jungen Christengemeinde fand.

Von den drei Katechumenen war Genappa, ein Weber, schon im Januar 1851 herausgetreten, allein 10 Tage darnach hatte er die Gemeinde wieder verlassen, im Mai sich jedoch aufs Neue eingestellt. Am gleichen Tag, wie er, schloß sich Munjappa, ein junger Goldschmied, an die Gemeinde an. Er hatte anfänglich schwere Kämpfe zu bestehen, da ihn seine Angehörigen um jeden Preis zur Rückkehr zu bestimmen suchten, und der mindestens gefährliche Vorgang der nach Belgaum gegangenen Jünglinge ihm einen um so stärkeren Eindruck machte, als sein Vater ihm beständig einflüsterte: „wenn man die Kaste daran gebe, müsse man es auch besser bekommen." Er fand sich aber doch allmählig auf dem schmalen Weg zurecht, den er mit klaren Worten in der Schrift den Jüngern Jesu vorgezeichnet sah. Der dritte, ein junger Weber aus Althubli, schien zwar nicht ganz lautere Absichten zu hegen, benahm sich aber vollkommen vorwurfsfrei, so daß man hoffen konnte, die Wahrheit werde auch ihn frei machen.

Während meines Aufenthalts in Hubli stellte sich dann auch noch ein Kupferschmiedgeselle, Namens Lakschma, ein. Er war ein Mann von 35 Jahren, hatte schon früher bisweilen einen Besuch im Missionshause gemacht, mitunter auch einer Predigt beigewohnt, aber keine besonderen Hoffnungen erweckt. Um so mehr überraschte die Nachricht, welche der Katechist Paul Ausgangs November einmal nach Hause brachte, daß dieser Mann nach einigen Tagen mit der Kaste und dem Heidenthum zu brechen und ins Missionshaus zu ziehen beabsichtige. Miss. Müller befürchtete zuerst, der Mann sey nicht bloß in Sünden, sondern auch in Schulden gerathen; es zeigte sich jedoch nachher, daß er selbst noch eine kleine Baarschaft mitbrachte und von unbescholtenem Ruf war.

Drei Wochen später erlebten wir dann in Hubli durch das Kommen eines gewissen Maharudrappa einen neuen Sieg des Evangeliums. Dieß war für uns Gäste eine Ursache ganz besonderer Freude, und ich danke dem HErrn heute noch dafür, daß ich Augen- und Ohrenzeuge der

Vorgänge seyn durfte, welche den Uebertritt der beiden zuletzt genannten Männer begleiteten. Es geht bei dem Heraustreten eines Heiden freilich ganz anders zu, als selbst viele gläubige Leute in der Heimath denken. Da ist kein Jubiliren und Triumphiren, sondern große Schwachheit, Furcht und Angst auf Seite der Aufnahmesuchenden und Aufnahmegewährenden; dennoch aber wird bei jenen immer ein unverkennbarer Zug der Seele zum Lichte hin und das Aufleuchten des ersten Morgenstrahls im umnachteten Herzen Jedem sichtbar, der die Zeiten der Wiedergeburt Anderer öfter mit durchlebt hat; bei diesen aber durchherrscht ein stilles, seliges Gefühl der Nähe Gottes und ein fröhlich trotziges Vertrauen auf die alle Hindernisse überwindende Macht der Gnade alle Bewegungen der natürlich mit großer Spannung den Ausgang des Kampfes erwartenden Seele. Eben deßwegen blickte ich nach den Erfahrungen, die ich selbst in Hubli machen durfte, so klein das dortige Christenhäuflein damals noch war, demungeachtet voll süßer Hoffnung in die Zukunft. Dieß hinderte mich jedoch nicht, eine ganz entgegengesetzte Frage, deren Erforschung mir meine Amtspflicht auferlegte, mit voller Unbefangenheit zu untersuchen und allseitig zu erwägen, nämlich die Frage, wie es komme, daß die eilfjährige Arbeit unserer Hubli-Missionare nicht schon früher reichere Früchte getragen habe. Hatte gleich das Jahr 1851 eine sehr schöne Ernte eingetragen, und konnte man mehr als Ein günstiges Vorzeichen wahrnehmen, daß das Eis nun gebrochen sey und das Missionswerk in der volkreichen Stadt rascher vorwärtsschreiten werde, so war jene Frage doch um so weniger zu umgehen, weil zunächst in Indien, dann aber in Folge davon auch in Basel Zweifel darüber entstanden waren, ob der Grund von der langen Fruchtlosigkeit der Predigt in Hubli nicht zum Theil darin liege, daß Miss. Müller die Heiden nicht energisch genug anfasse oder bei der Aufnahme von Katechumenen zu ängstlich verfahre. Veranlassung zu diesen Zweifeln hatte folgender Umstand gegeben. Die Jünglinge, welche nach ihrer Taufe sich nach Belgaum begaben, hatten

längere Zeit um die Taufe und die Aufnahme in die Gemeine nachgesucht, Miss. Müller aber mit der Gewährung ihrer Bitte gezögert, weil er ihre Absichten für nicht vollkommen lauter und ihren Glauben für noch nicht so weit entwickelt hielt, daß er sie zu taufen wagte. Deßhalb begaben sie sich, aufgefordert durch einen Katechistenschüler in Mangalur, den sie bei einem Besuch in Hubli kennen gelernt hatten, und mit welchem sie einen Briefwechsel unterhielten, dahin, und Miss. Mögling, der einen besseren Eindruck von ihnen erhielt, sah sich veranlaßt, Miss. Müller aufzufordern, ihnen die Taufe nicht länger zu verweigern, oder aber ihm zu gestatten, die Taufe an ihnen zu vollziehen. Dadurch wurde Miss. Müller bestimmt, den Wunsch der Jünglinge zu erfüllen; es hatte aber das Eingreifen Miss. Möglings die natürliche Folge, daß das Verhältniß des Ersteren zu seinen Taufcandidaten sehr schwierig wurde, und die beiden Missionare sich veranlaßt sahen, sich über den Vorfall in ihren Briefen an die Committee auszusprechen. Diese hatte ihre Ansicht über die in solchen Fällen rathsame Verfahrungsart bereits ausgesprochen; auch war das brüderliche Verhältniß der beiden Missionare durch das Geschehene nicht getrübt worden. Miss. Müller versicherte mich, daß er nicht das Geringste gegen Miss. Mögling in seinem Herzen habe, so wenig er die formelle Seite seines Verfahrens habe gutheißen können; dagegen war die Frage noch nicht erledigt, ob nicht die Missionspraxis Miss. Müller's im Allgemeinen und seine Behandlung der Katechumenen im Besondern wenigstens theilweise die Schuld davon trage, daß bis zum Jahr 1851 so wenige Heiden in Hubli bekehrt wurden. Selbst ein sehr frommer und eifriger Missionar kann es, besonders wenn er noch wenig in der Bekehrung begriffene Heiden kennen gelernt hat, darin leicht versehen, daß er, heimathliche Anschauungen auf die Heidenwelt übertragend, oder dem Volkscharakter und den Verhältnissen der Taufbewerber zu wenig Rechnung tragend, zu hohe Anforderungen an sie stellt und zu wenig Vertrauen in sie setzt. Ist dann der Missionar noch dazu von Natur ein wenig ängstlich,

hat er von Hause aus einen etwas engen Gesichtskreis, huldigt er einer Ansicht von der Taufe, bei der die menschliche That mehr betont wird als die göttliche Gnadenarbeit im verborgenen Grunde der Herzen, so kann allerdings der neue Mensch, der bei seinen Katechumenen ausgeboren werden soll, leicht in der Geburt ersticken. Allein im vorliegenden Fall mußte ich meines Theils Miss. Müller's Verfahren entschuldigen, wenn ich nicht sagen soll, billigen. Ich lernte selbst in Belgaum die beiden Jünglinge kennen und fand sie in einer Herzensverfassung, die es mir unmöglich gemacht hätte, sie zur Taufe zuzulassen, wenn sie nicht schon getauft gewesen wären. Ich bemerkte an ihnen eine Eitelkeit und einen Hochmuth, die mit einer wahrhaft bußfertigen Gesinnung sich nicht zusammenreimen. Zudem kam, daß ich selbst sah, wie freundlich, sanftmüthig und geduldig, mit Einem Wort, wie liebevoll Miss. Müller mit den übrigen Christen und Tauf-Candidaten umging. Auf der andern Seite entging mir nicht, daß Missionar Müller die Zeit der Vorbereitung auf die Taufe überhaupt sehr zu verlängern pflegte. Wenn er sich bei Einzelnen ein ganzes Jahr zum Vorbereitungsunterricht auf die Taufe nahm, so scheint mir dieß eine entschieden zu lange Zeit. Weder der Missionar noch der Katechumene können so lange die Spannung ertragen, in welche die Vorbereitung auf die Taufe nothwendig versetzt, und ist eine solche weder bei dem einen noch bei dem andern Theil vorhanden, so wird die Stimmung gar zu kühl werden und die Wirkung des Vorbereitungsunterrichts weder so tiefgehend noch so kräftig seyn, wie sie seyn soll. Außerdem war ich durch die Vorträge Miss. Müller's nicht in jeder Beziehung befriedigt. Sie ruhten zwar, wie ich nicht verkennen konnte, auf einem lauteren, gediegenen, ächt evangelischen Glaubensgrund, waren nach Inhalt und Form ächt biblisch, aber zu didactisch und ermangelten fast ganz des eigentlich erwecklichen Elements, welches der Heidenpredigt erst ihre volle Wirkung sichert. Fürs Dritte mußte ich mich immer fragen, warum der gleich beim Beginn der Station ausgesprochene Wunsch der Committee,

daß in Hubli eine Erziehungsanstalt für Heidenkinder errichtet werden sollte, niemals ausgeführt worden sey. Es mochte die Ausführung dieses Plans noch so große Schwierigkeiten haben, möglich war sie, wie das Beispiel von Canara und Malabar und die neuesten in Südmahratta selbst gemachten Erfahrungen zeigen. Dagegen darf gewiß nicht unbeachtet bleiben, daß der Boden, welchen unsere Südmahratta-Stationen bearbeiten, ein weit steinigterer und dornenvollerer ist, als der des Unterlandes, und die Station Hubli oft zu spärlich besetzt war, als daß die verschiedenen Arbeitszweige mit dem gehörigen Nachdruck betrieben werden konnten. Ebenso konnte ich später nicht verkennen, daß die nun in Hubli aufblühende Christengemeinde ein weit kräftigeres Geistesleben entfaltete, als die meisten andern Südmahratta-Gemeinden, selbst wenn diese viel älter und zahlreicher waren, als sie. Es bezeugte dieses offenbar, daß der in Hubli ausgestreute Same des Worts, wenn er vorerst auch nur wenige Halme emportrieb, doch nach allen Seiten hin getragen worden war, und gesund und keimkräftig war, so daß man die entschiedene Hoffnung hegen durfte, er werde auch hier immer mehr aufgehen und reichlich Früchte tragen.

Ein wichtiger Punkt der Untersuchung und Berathung war endlich die leibliche Versorgung der neu heraustretenden Heiden. Hubli war in dem damaligen Zeitpunkt eine von den Stationen, welchen diese Missionspflicht vorzugsweise Sorge und Noth bereitete. Bekanntlich werden die neuen Christen, sobald sie mit der Kaste und dem Heidenthum gebrochen haben, wenn sie nicht eigene Häuser und Güter besitzen, aus ihren bisherigen Wohnungen hinausgeworfen, von den Brunnen abgeschnitten (letzteres wenigstens in Südmahratta, wo diese Eigenthum der Einzelnen oder ganzer Kasten sind), und überdieß arbeits- und verdienstlos. Darum muß die Mission ins Mittel treten, bis für die bürgerliche Existenz der Gemeinde eine Grundlage gewonnen und sie bei den Heiden selbst einigermaaßen accreditirt ist. Wer diese Pflicht bestreiten wollte, müßte beweisen, daß ein Christ seinen Nächsten mit gutem Gewissen zu Grunde gehen

lassen dürfe. Daß die Unterstützung der Neubekehrten unlautere Rücksichten bei den Neuheraustretenden nähre, ist allerdings möglich, aber um so weniger ein rechtsgültiger Beweggrund, sich den Redlichen zu entziehen, und eine um so weniger gewichtige Instanz, je größer trotz der nothdürftigen Handreichung, welche wir darbieten können, die Noth und Trübsal ist, durch welche alle diese Leute in einem Lande wie Indien schon bis zu dem Zeitpunkt, wo der Missionar sie aufnimmt, und auch nach ihrer provisorischen Aufnahme stets hindurchgehen müssen.*) So mußte denn auch in Hubli für die Katechumenen und Neuherausgetretenen Rath geschafft werden. Wären die Leute Bauern gewesen, da wäre Feld bereit gelegen, auf dem sie sich hätten nähren können. Alle aber waren, wie oben bemerkt worden ist, Handwerker, und überdieß neugeborene Kindlein, denen man nicht, wie bereits befestigten und gegründeten Christen, zumuthen konnte, ans Graben auf dem Felde zu gehen, zumal in Indien, wo jedes Handwerk eine Kaste und die ganze Ordnung der Dinge auf die strengste Abgrenzung der Arbeiten und Geschäfte gegründet ist. Ueberdieß hätten, wenn man sie zu Bauern zu machen hätte versuchen wollen, Ochsen oder Pferde und Wagen angeschafft werden müssen, da in Südmahratta Niemand mit dem Spaten das Feld baut. Ferner waren Häuser im einen wie im andern Fall nothwendig, und zwar zum Betrieb der Landwirthschaft größere als zum Fortbetrieb eines Gewerbes. Unter diesen Umständen mußte man sich dafür entscheiden, daß die Handwerker bei ihrem Gewerbe bleiben sollen und auf Mittel und Wege denken, ihnen den Fortbetrieb derselben möglich zu machen. Dieses klar vorliegende Bedürfniß verursachte sowohl mir als Miss. Müller nicht geringe Sorge und Bekümmerniß. Ich wußte, wie man zwar in der Heimath stets gerne be-

*) Ich mache darauf aufmerksam, daß ein Unterschied ist zwischen Unterstützung von solchen, welche mit dem Heidenthum wirklich, wenn auch nur äußerlich, gebrochen haben, und zwischen Unterstützung von solchen, welche sich bloß geneigt zeigen, dieß zukünftig einmal zu thun; und daß wir nie den Letzteren, sondern nur den Ersteren materielle Hülfe zu leisten gemeint sind.

reit ist, für das Missionswerk im eigentlichen Sinne beizusteuern, wie aber immer noch Viele, in ihren europäischen Anschauungen festgebannt, kaum sich entschließen können, der leiblichen Bedürfnisse der Heidenchristen sich anzunehmen. Zudem befand sich die Committee dazumal gerade in großer finanzieller Bedrängniß. Da saßen wir nun und rathschlagten vom Morgen bis zum Abend. Ich seufzte in der Stille zu dem HErrn um seine Leitung und Hülfe. Sollte nun den Anforderungen des Augenblicks Genüge gethan werden, so mußte ein Schritt geschehen nach der einen oder andern Seite hin. Die armen schwarzen Brüder zurückzustoßen und sich selbst zu überlassen, dazu durfte ich nicht rathen. So schritt ich eben im Glauben vorwärts und ermunterte auch Miss. Müller, getrost Hand ans Werk zu legen, da wir zuversichtlich gewiß seyn dürften, der HErr werde uns, wenn wir diesen Brüdern, die um seinetwillen Haus und Hof, Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen haben, einen Unterhalt verschaffen, nicht zu Schanden werden lassen, zumal in dieser für diese große Stadt so bedeutsamen Stunde. Dem gemäß gab ich Miss. Müller die Vollmacht, vor der Hand einmal ein Haus für den Kupferschmied und Goldschmied zu bauen, das zu 200 Rup. veranschlagt war, sodann weitere 200 Rup. den beiden Männern zur Anschaffung von Werkzeugen und Arbeitsmaterial vorzuschießen und in diesem geringen Maaßstab auch den noch weiter Nachkommenden unter die Arme zu greifen. Ich gestattete demselben, hiefür das kleine Capital von 250 Rup. zu verwenden, das er aus den Erträgnissen des Gartens zusammengespart hatte, und das noch Fehlende von dem General-Cassier zu beziehen. Zu gleicher Zeit bat ich ihn aber, später, wenn der offene Bruch mit Kaste und Heidenthum nimmer jedes Mal Pöbelaufläufe zur Folge habe, denjenigen Katechumenen, bei welchen dieß ohne Gefahr für ihr junges Geistesleben geschehen könnte, ein Unterkommen in der Stadt selbst zu verschaffen, damit die heidnische Bevölkerung daran gewöhnt werde, Christen in ihrer Mitte zu haben, und die Last unserer Gesellschaft möglichst verringert werde.

Dieß waren die Gegenstände, welche mich während meines Aufenthalts in Hubli beschäftigten. Soll ich nun noch den Gesammteindruck, welchen der Stand der Dinge auf der Station auf mich machte, mit wenigen Worten bezeichnen, so kann ich sagen, Hubli erschien mir nicht nur als ein sehr wichtiger, sondern als ein sehr hoffnungsvoller Platz. Miss. Müller und seine Frau flößten mir aufrichtige Liebe und Hochachtung ein. Die Gemeindeglieder gewannen mehr oder weniger mein volles Vertrauen. Dagegen drängte sich mir an allen Orten und Enden der Wunsch auf, daß die Station bald wenigstens durch Einen Missionar verstärkt werden möchte, der sich mit ganzer Kraft entweder auf die Schularbeit oder auf die Heidenpredigt werfen könnte. Da ich später noch einmal nach Hubli kommen sollte, weil die Districts-Conferenz am Schluß meiner Visitation dort abgehalten werden sollte, brach ich Samstags den 29. Nov. in Hubli auf, und begab mich nach Dharwar.

2. Station Dharwar.

Die Straße von Hubli nach dem 4 Stunden entfernten Dharwar ist für Indien sehr gut und für den Neugierigen immerhin interessant, da man bald da bald dort eine kleine Neuigkeit sieht; für den, der schöne An- und Aussichten sucht, weniger befriedigend. Die Stadt Dharwar liegt nordwestlich von Hubli, wie dieses, an der Nordostseite der Ausläufer der Westgahts und am westlichen Ende des Hochplateau's. Da es noch westlicher liegt als Hubli, ist es um ein Unmerkliches höher gelegen (etwa 2300 Fuß über dem Meere) und den Hügeln näher gerückt, welche von dem Gebirge in die Ebene herauslaufen; dennoch weiß ich nicht, ob die Umgegend von Dharwar in der trockenen Jahreszeit schöner zu nennen ist, als die von Hubli. In und nach der Regenzeit, wenn die Hügel grünen und das platte Land mit Getreide und Gewächsen aller Art bedeckt ist, mag die Gegend von Dharwar lieblicher sich präsentiren; in der trockenen Zeit erscheint sie nur um so reizloser, je mehr die dürren Hügel hervortreten. Anders dagegen muß

man von der nächsten Umgebung der Stadt, wenigstens gegen Westen hin, urtheilen. Diese kündigt uns gleich von Ferne die Anwesenheit von Europäern an, welche überall den versengenden Strahlen der Sonne Ostindiens den mächtigen Schatten seiner gewaltigen Bäume und der Einförmigkeit der Ebene die Mannigfaltigkeit ihrer Gartenanlagen entgegensetzen. Die Stadt liegt im Allgemeinen eben, doch ist die weite Fläche, über welche sie hingelagert ist, von vielen unmerklichen, sanft abfallenden Vertiefungen kreuz und quer durchschnitten und zieht sich der westliche Stadttheil am Fuße der nächstliegenden Hügel hinauf. Die Haupteigenthümlichkeit der Stadt, die sie von Hubli wesentlich unterscheidet, besteht darin, daß sie nicht, wie jenes, einen zusammenhängenden Straßencomplex bildet, sondern einen fast geschlossenen Kreis von 10 Dörfern, welche das Fort und den Bazaar Dharwar von Süden, Osten, Norden und Nordwesten umlagern, unter einem gemeinschaftlichen Namen zusammenfaßt. Daher kommt es, daß Dharwar einen weit größeren Raum einnimmt, als Hubli, ungeachtet es nur 23000 Einwohner zählt. Wollen wir uns nun ein wenig in der Stadt orientiren, so haben wir 4 durch Straßen, freie Plätze, Felder und Gärten bestimmt von einander unterschiedene und getrennte Stadttheile uns zu merken. Der in sich abgeschlossenste Theil ist das Fort im Mittelpunkt der Stadt, mit Schanzen, Mauern und doppeltem Wassergraben umgeben, überdieß gegen Westen und Nordwesten von zwei großen und tiefen Teichen und gegen Nordosten durch einen zwar sehr niedrigen, aber steil abfallenden Hügelrand gedeckt. Hier wohnen sämmtliche zur Garnison gehörige englische Offiziere, deren Zahl sich auf ungefähr 22 beläuft und an deren Spitze ein Oberst steht, damals Colonel Coffin, dem ich unter allen Engländern, die ich in Indien kennen lernte, am nächsten gekommen bin, ein entschiedener Christ, darum von seinen Untergebenen und vielleicht auch von seinen Oberen mannigfach angefochten, ein eben so tüchtiger Soldat als edler Mensch, und weil vor vielen Jahren durch Missionar Hebich bekehrt, selbst auf die Gefahr hin,

einem puseyistischen Caplan anstößig zu seyn, warmer und treuer Freund unserer Mission. Er dient schon etliche 40 Jahre in Indien und hatte deßhalb noch kein Dampfschiff und keine Eisenbahn gesehen. Seine Frau lebte ihrer Gesundheit wegen damals gerade mit ihrem Töchterlein auf den Nilagiri's, wo ich im Februar des folgenden Jahres dann zum zweiten Mal öfters mit ihm zusammentraf. Wie allen unsern Missionaren, so erwies er auch mir sehr viele Liebe. Wir speisten einmal während unseres Aufenthalts in Dharwar bei ihm mit einer ganzen Anzahl Offiziere zu Nacht, bei welcher Gelegenheit er nicht versäumte, mich zu einer erbaulichen Ansprache aufzufordern und Miss. Mögling am Schlusse ein Gebet sprach. Weil ich über Tisch geäußert hatte, daß es mir interessant wäre, die schwarzen Soldaten nicht bloß exerciren, sondern auch manövriren zu sehen, um eine Vergleichung anstellen zu können zwischen der Tüchtigkeit eingeborener und europäischer Truppen, lud er mich für den kommenden Morgen auf den Exerzierplatz im Nordosten des Forts, und ließ dann sein Regiment alle möglichen Manöver ausführen. Da sah ich nun die schwarzen Männer, meist gestandene Leute, zu meiner Verwunderung mit Sicherheit und Präcision alle die Evolutionen machen, deren Anblick auf meinen Sinn für geordnete Bewegung und einheitliche Kraftentfaltung immer noch belebend wirkte. Der einzige Unterschied zwischen europäischen und ostindischen Truppen, der mir entgegentrat, war eine größere Langsamkeit der Bewegung, die ohne Zweifel darin ihren Grund hatte, daß dieses einheimische Regiment statt der Schuhe noch Sandalen trug, welche, weil nicht fest am Fuße befestigt, nothwendig den Schritt hemmen müssen.

Rings um das Fort her zieht sich ein freier Platz und in dessen Mitte ungefähr eine schöne Fahrstraße. Südlich vom Fort und jenseits des dasselbe umgebenden Platzes liegen die Sepoy Lines oder die Baracken der eingebornen Garnison und der eigentliche Dharwar-Bazaar, der noch einmal so groß seyn mag, als das Fort und mit dem Dorf Hosa Jellapur im Süden und den Vorstätten Sukruwar-

pett und Mangalwarpett im Osten den zweiten, bevölkertsten, wenn auch nicht umfangreichsten, Stadttheil ausmacht. In diesem befinden sich die belebtesten Straßen und wohnen die meisten Handwerker und Kaufleute, von welch letztern manche wirklich ein bedeutendes Vermögen und sehr niedliche zweistöckige Häuser von eigenthümlicher Bauart besitzen, wie ich sie sonst nirgends in Indien gesehen habe. Auch die Mission hat sich in diesem Stadttheil festgesetzt. Sie besitzt am nordwestlichen Ende desselben, hart an einem großen Teich, auf einem von einer Kreuzstraße gebildeten freien Platz, ein Schulhaus und unterhielt damals am südöstlichen Ende, rechts von der Hublistraße, in einem Basawa-Tempel eine Knabenschule, die wir die Kalappaschule zu nennen pflegen, so wie in einem andern gemietheten Häuschen, von freilich großer Unscheinbarkeit, eine Mädchenschule. Nördlich vom Fort und Bazaar, durch einen großen Strich Felder und breite Rasenplätze von beiden getrennt, zieht sich dann eine lange, fast eine gerade Linie bildende Reihe kleiner Dörfchen hin, die, wenn ich von Osten nach Westen schreite, in folgender Ordnung auf einander folgen. Zuerst Muddihal, dann Haveripett, dann Hosa Malapur, dann neben einander Narajanpur und Kamlapur, dann Malapur, endlich am Westende schon gegen Süden hinabgeneigt Gulgandschikoppa und bereits im Westen vom Fort und den beiden an dasselbe angrenzenden Teichen Sydapur. In diesem dritten Stadttheil ist die bäuerliche Bevölkerung angesiedelt. Man sieht deßwegen hier überall nichts Reizendes. Die Straßen sind eng und weit, wie's der Zufall machte, und natürlich ungepflastert. Damals waren sie trocken, aber außerordentlich staubig, so daß man unwillkürlich an das Kothmeer denken mußte, das sich in der Regenzeit durch diese Dörfer wälzen wird. Die Häuser sind Erdhütten mit flachem Dach, wie man sie in Südmahratta überall sieht. Wegen der weiten Entfernung vom Missionshause sind in diesem Stadttheil noch keine Schulen von uns errichtet worden. Dagegen wurde hier allwöchentlich auf den Straßen gepredigt. Ich durchritt eben deßwegen eines Abends

diese Dörfer der Länge nach, hatte aber, den Hinweg nach Synapur und den Herweg von Muddihal durch den Bazaar dazu gerechnet, mehr als 2 Stunden dazu nöthig, was ich nicht unterlasse zu bemerken, da solche Dinge wesentlich dazu gehören, um den Stand und den Fortgang der Missionsarbeit auf einer solchen Station einigermaßen richtig zu beurtheilen. — Der letzte und größte, aber am wenigsten bevölkerte Stadttheil ist der westliche, durch die von Hubli nach Belgaum führende Straße von der übrigen Stadt geschieden. Er ist ein Complex prachtvoller Alleen und schöner Gärten, die sich an den niedrigen Hügeln im Westen der Stadt hinaufziehen und in ihrem oft reichen Schatten die Wohnungen der englischen Civilbeamten und verschiedene Regierungs-Institute bergen. Am südlichen Ende dieses Stadttheils, links von der Hublistraße, zwar bereits etwas am Hügel hinauf, aber nur durch einen Streifen Feld und einen Teich von der südwestlichen Ecke des Bazaars getrennt, liegt unser Missions-Compound. Etwas weiter vorwärts gegen Norden, zugleich höher am Hügel hinauf folgt der mächtige Compound und die stattliche Residenz des Collectors, die damals ein noch jüngerer, unverheiratheter Mann, Namens Law, einnahm, den ich zwar nicht in Dharwar, aber nachher in Gadag kennen lernte und dessen Bild mir deßhalb noch sehr lebendig vor der Seele steht, weil er eine bestimmte Classe englischer Beamten von hoher Stellung würdig repräsentirt. Obwohl kein Gelehrter und kein Pietist, legte er doch lebendiges Interesse an wissenschaftlichen Forschungen an den Tag, und versagte er den Bemühungen der Missionare seine Anerkennung nicht. Dabei sprach sich in allen seinen Bewegungen und in seinem ganzen Benehmen eine so wahrhaft fürstliche Gravität und eine so ächt menschliche Leutseligkeit aus, wie man diese in Deutschland und der Schweiz nur selten bei Beamten findet. Er bemühte sich sehr um Sammlung antiquarischer Gegenstände, und besitzt nicht nur eine reiche Sammlung lebender Vögel, welche er zum Theil auch auf seinen amtlichen Reisen mit sich führt und den Eingebornen mit großer Freundlichkeit zur Beschauung ausstellt, sondern auch eine sehens-

werthe Sammlung tropischer Pflanzen, welche jedem Fremden aufs Bereitwilligste gezeigt wird. Auch wir machten diesen Sammlungen einen Besuch und vergnügten uns an der neuen Fülle von Schönheit und Herrlichkeit der tropischen Schöpfung, welche uns auf diesem kleinen Fleck Erde entgegentrat.

Gegenüber von der nördlichen Ecke des dem Collector gehörigen Compounds steht ferner der Court (Provinzialgerichtshof) und die englische Regierungsschule, welche früher wohl tüchtiges geleistet haben soll, damals aber keinen Credit genoß, und noch weiter gegen Nordwesten, rechts von der Straße, der Compound, in welchem das römisch-katholische Kirchlein steht; links von der Straße der Munsiff Court (das Oberamtsgericht), die Engineer's Office und die Survey Office (das topographische Bureau.) Abermals rechts von der Straße sehen wir endlich das Reise-Bangalow mit dem Monument des bei Kittur gefallenen Collectors Thackeray, und am äußersten Ende der Stadt den Jail oder das Zuchthaus. Die kleine römisch-katholische Kapelle ist auf die Verwendung eines englischen Beamten, Namens Laughnan, hin, auf dem Wege der Privatsubscription zu Stande gekommen, und auf seinem eigenen Grund und Boden erbaut worden. Er zog auch einen eingebornen Priester herbei, der die kleine Gemeinde bedient und gewöhnlich alle 2 Jahre vom Bischof in Bombay oder seinem General-Vikar visitirt wird. Die Gemeinde ist sehr eifrig, hatte aber demungeachtet bisher nur geringen Einfluß. Die Engineer's Office wirkt gewiß in hohem Grade wohlthätig nicht bloß für Erziehung von Mechanikern und tüchtigen Handwerkern, sondern mittelbar auch für Emporbringung der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft. Sie ist die einzige Werkstätte im ganzen Lande, in welcher die nur einigermaßen künstlicheren Werkzeuge und Geräthe für Handwerker und Landwirthe gefertigt werden können. Als ich sie besuchte, wurden gerade nichts als Maschinen zur Reinigung der Baumwolle vom Samen gefertigt, welche die Regierung über das ganze Land zu verbreiten wünscht, um dadurch der Produc-

tion der Baumwolle und dem Handel mit derselben einen größeren Aufschwung zu geben. Es ist an der mechanischen Werkstätte ein einziger Engländer angestellt, die übrigen Arbeiter sind lauter Hindu's. Ich mußte mich wundern über das Geschick dieser schwarzen Mechaniker, fand aber auch hier, daß ihre Kunst alsbald zu Ende geht, wo es sich nicht bloß um Handfertigkeit, sondern um die Theorie und die selbstständige Anwendung einer allgemeinen Regel auf einen neuen Fall handelt.

Die Bevölkerung von Dharwar ist, wie in allen Hauptstädten Ostindiens, sehr gemischt. Obenan stehen natürlich auch hier die Engländer. Es leben in Dharwar 1 Collector mit 3 Assistenten, 1 Richter mit 1 Gehülfen, 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 1 Major, 6 Capitäne, 9 Lieutenants, von denen einer zugleich Adjutant, der andere Quartiermeister und 4 Fähndriche sind. Zu diesen kommt 1 Surgeon (Regiments-Chirurg) mit 3 Apothekern, 1 Sergeant-Major und ein Quartiermeister-Sergeant, die beiden letztern ausgediente englische Soldaten, gewöhnlich an Halfcasts verheirathet, und endlich 1 Civil-Surgeon mit 3 Apothekergehülfen, der die Civil-Beamten, die Gefangenen im Provincial-Zuchthaus, und alle Eingebornen, die sich ihm anvertrauen, ärztlich zu bedienen hat. Europäische Kaufleute, Handwerker oder Pflanzer sind keine in Dharwar zu finden. Die ganze englische Bevölkerung besteht also aus 35 Männern, mit einer kleinen Anzahl Frauen und Kindern. Sie bilden die englische Gemeinde, welcher unsere Missionare in der Abwesenheit des von der Company angestellten Caplans sonntäglich das Wort Gottes verkündigen, und wenn es gewünscht wird, auch seelsorgerlich beistehen.

Die eingeborene Bevölkerung ist theils eine fahrende, theils wirklich angesessene. Zu der ersteren gehört die eingeborene Garnison, die alle zwei Jahre wechselt und also Leute aus den verschiedensten Theilen des südlichen Indiens in großer Zahl herbeiführt, und die meist aus Tamulen bestehende Dienerschaft der englischen Beamten. Auch sie steht mit unserer Mission in vielfacher Berührung, indem

unter den Soldaten und Knechten theils bereits schon Manche Christen geworden sind, und sich an die Dharwar-Gemeinde anzuschließen wünschen, theils immer Einzelne Christen zu werden begehren. Leider hat aber die Verbindung mit dieser Volks-Classe den Fortgang der Mission unter der eigentlichen Südmahratta-Bevölkerung bisher eher gehemmt als gefördert. Die ansäßige Bevölkerung besteht zu einem Sechstheil aus Muhammedanern, welche größtentheils der niederen Classe angehören und zu einem Sechstheil aus Brahminen und Anhängern des Brahminischen Systems. Diese sind theils im Regierungsdienst, theils Landeigenthümer, vielfach nicht unbemittelt, aber ihrer geringen Zahl wegen weniger einflußreich als anderwärts. Viele von ihnen gehören zum jungen Indien oder zu den Freidenkern, die das Heidenthum verwerfen, ohne deßhalb einer andern positiven Religion sich zuzuwenden. Die zwei andern Dritttheile der ansäßigen Einwohnerschaft sind Lingaiten, zum Theil reiche, gescheidte, auch in sittlicher Beziehung höchst respectable, namentlich in Handel und Wandel sehr zuverlässige Leute. Leider sind sie aber ganz von ihren Priestern und Mönchen beherrscht, von welch letztern (den Dschangamen) mehrere Tausend in den Klöstern der Stadt gefüttert werden. Dieß ist der Grund, warum die Mission bis jetzt nur geringen Erfolg in Dharwar hatte, ungeachtet die Heilswahrheiten des Evangeliums dem größten Theil der Einwohnerschaft reichlich verkündet und hinreichend bekannt geworden sind.

Unsere Mission in Dharwar wurde im Jahre 1837 durch die Missionare Mögling, Frey und Layer begonnen. Veranlassung zur Begründung derselben war die letzte Bitte des sterbenden Collectors Nisbeth in Dharwar. Er selbst hatte sich in der letzten Zeit seines Lebens viel mit der Bekehrung der Heiden beschäftigt, hatte eine kleine Gemeinde um sich gesammelt, deren Glieder durch ihn zum HErrn geführt und von durchreisenden Missionaren getauft worden waren. Dem Wunsche des Sterbenden gemäß ersuchte seine Wittwe die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft um Gründung einer Missionsstation in Dharwar; diese aber forderte

die evangel. Missionsgesellschaft in Basel auf, diesen Plan auszuführen. In Folge davon sandte diese die obengenannten Männer im Jahr 1836 nach Indien mit dem Auftrag, Dharwar zu besetzen, was im Jahr 1837 wirklich geschah. Aber schon im Jahr 1838 wurde Miss. Mögling von der General-Conferenz unserer ostindischen Missionare an die Knaben-Anstalt in Mangalur berufen, und Miss. Hebich an seine Stelle nach Dharwar versetzt, Miss. Frey aber nach Hubli beordert. Im Januar 1839 rückte dann zwar Miss. Loesch von Mangalur, im April Miss. Lehner von Honor und im Juli Miss. Dehlinger von Tellitscherri nach. Ersterer sollte in dem höher gelegenen Südmahratta sich erholen und die neu gegründete englische Schule leiten, der zweite den nach der Reisepredigt sich sehnenden Miss. Hebich ersetzen, der dritte gleichfalls seine Gesundheit wieder erlangen. Allein die beiden Kranken, anstatt sich zu erholen, wurden täglich schlimmer, so daß sie nach Europa zurückzukehren genöthigt waren. Ueberdieß wurde Miss. Layer von einer Augenentzündung, Frau Lehner von einem tödtlichen Fieber befallen, welche sie beide für Monate dienstuntüchtig machten. So wurde in diesem Jahr sehr wenig zu Stande gebracht. Die Kranken erholten sich aber, auch trat im Anfang des Jahrs 1840 Miss. Essig als dritter Missionar ein, und nun hatten die vorbereitenden Arbeiten ihren stillen und gesegneten Fortgang bis zum Jahr 1843, in welchem Miss. Essig an der Stelle des heimkehrenden Miss. Frey nach Malasamudra versetzt wurde. Obschon aber die entstandene Lücke im Jahr 1844 durch Miss. Albrecht ausgefüllt wurde und dieser seit jener Zeit dort fortarbeiten durfte, hatte das Ziehen und Wechseln der Missionare noch kein Ende. Im Jahr 1845 sollte die Station Honor wieder aufgenommen werden; deßhalb wurde Miss. Layer dahin abgerufen. Da dieser aber das Küstenklima nicht vertrug, wurde er nach Dharwar zurückgesendet und Miss. Lehner nach Honor beordert. Erst jetzt trat wieder eine Zeit ruhiger Entwicklung und sichtbaren Fortschritts ein. Es wurden Knaben- und Mädchenschulen errichtet; eine Mädchen-

Erziehungsanstalt begonnen und eine Gemeinde gesammelt, welche im Jahr 1849 53 Glieder zählte, und 1851 bis auf 74 Seelen wuchs. Allein unerwartet trat eine neue Unterbrechung ein. Miss. Layer, seit Jahren leidend, wurde 1849 durch lebensgefährliche Anfälle von Leberkrankheit genöthigt, nach Hause zu reisen und konnte bisher nicht wieder auf seinen Posten zurückgesendet werden. An seine Stelle trat zwar, zuerst von Miss. Mögling aufgefordert, dann im Januar 1850 von der Committee selbst nach Dharwar beordert, Miss. Weigle, der bisher auf den Nilagiris stationirt gewesen war; da aber dieser, mit der Revision der canaresischen Bibelübersetzung beauftragt, nur wenige Zeit der eigentlichen Missionsarbeit widmen konnte, blieb die durch Miss. Layer's Abgang entstandene Lücke auch jetzt immer noch um so mehr fühlbar, als Miss. Albrecht's Gesundheit bereits auch geschwächt war.

Dieß war der Stand der Dinge, als ich Dharwar besuchte. Das europäische Arbeiterpersonal bestand aus den beiden Missionaren Weigle und Albrecht mit ihren Frauen.

Der Erstere, Gottfried Hartmann Weigle, ist geboren den 1. Juli 1816 zu Zell, Oberamt Eßlingen im Königreich Württemberg, wo sein Vater damals Pfarrer war. Nach dem Tode des Letztern verehelichte sich Gottfrieds zweite Mutter, eine geb. Zeller (seine leibliche Mutter war eine geborene Werner, Schwester des in der Basler Missionswelt allgemein bekannten Hrn. Pfarrer Carl Werner in Fellbach) mit Hr. Pfarrer Mögling, jüngst in Großfüßen verstorben. So erklärt sich, warum Miss. Mögling und Miss. Weigle sich Brüder zu nennen pflegen und so innig nahe mit einander verbunden sind. Ob diese intime Freundschaft auch auf den Entschluß Miss. Weigle's, Missionar zu werden, einwirkte, weiß ich nicht. Daß sie der Grund war, warum derselbe gleich von vorne herein bei seiner Meldung zum Missionsdienst die Station Dharwar ins Auge faßte, wo Miss. Mögling damals stand, ersehe ich aus einem Brief, in welchem er dem seligen Inspector Blumhardt offene Mittheilung davon machte. Derselbe

ist vom 16. Februar 1838 aus Tübingen geschrieben, wo mein lieber Freund damals im evangelischen Seminar Theologie studirte. In einer sein Herz und seine ganze Persönlichkeit treffend charakterisirenden Weise sagt er da: „Obwohl „ich bezeugen kann, daß ich ohne Widerrede von Herzen be„reit bin, der Sendung der verehrten Committee zu entspre„chen, in welches Land und in welche Verhältnisse sie mich im„mer führen möge, so ist es doch vorzugsweise der Blick auf „Dharwar gewesen, der mich bei meinen seitherigen Studien „geleitet hat, und ich müßte nicht aufrichtig seyn, wenn ich „verhehlen wollte, daß mich dorthin außer dem Trieb für „die Sache des Reiches Gottes auch noch die besondere Hoff„nung zieht, unter der Leitung meines lieben Bruders vor „manchen Irrgängen bewahrt zu bleiben und in brüderlich „enger Verbindung mit ihm desto rüstiger das Heil meiner „Seele und der Seelen, die mir anvertraut werden, zu wir„ken." Gewiß ist auch eine solch innige Bruderliebe und eine solch freiwillige Unterordnung unter einen ältern Freund nichts weniger als tadelnswerth, wenn die eigene Selbstständigkeit nicht dabei leidet, und dieß war bei meinem lieben Freunde, davon zeugen sowohl seine Briefe als seine spätere Laufbahn, wirklich nicht der Fall. Dennoch hat gerade dieser Zug seiner Eigenthümlichkeit, der durch die ganze Geschichte seiner früheren Missionslaufbahn hindurchgeht, um der Kämpfe willen, in welche Miss. Mögling öfters durch sein Verhältniß zu seinen Amtsbrüdern verwickelt war, Miss. Weigle manche Schmerzen gebracht. Seine freiwillige Unterordnung unter seinen Bruder erschien in jenen erregten Zeiten oft als Schwäche, seine Liebe als Parteisucht, seine zarte Gewissenhaftigkeit als Menschengefälligkeit, seine bis zur Aengstlichkeit gehende Bescheidenheit als Unfähigkeit für das practische Leben. Seine Kenntnisse selbst wurden nicht anerkannt und gewürdigt, wie sie es verdienten. Ich war daher bisweilen im eigentlichen Sinn überrascht, als ich den theuern Freund nun eben doch in seinem amtlichen Wirken ganz anders dastehen sah, als ich nach manchem über ihn gehörten, und ich muß sagen,

auch von seinem Bruder Mögling ausgesprochenen Urtheil hätte erwarten sollen. Zeigte er sich auch bisweilen etwas ängstlich, so bewies er sich doch mehr als Einmal, wo es darauf ankam, als ein unabhängiger und furchtloser Mann, der keine Gunst sucht und für seine Ueberzeugung einsteht und zu seinem Worte sich bekennt. Meinte er selbst, nicht zum Bazaar-Prediger und Seelsorger zu taugen, und glaubte man ihm dieß oft nur zu gerne, so darf man doch nur die von ihm auf der Districts-Conferenz zu Hubli gehaltene Predigt lesen, *) und durfte man ihn nur eine englische oder canaresische Predigt in der Dharwar-Kirche halten hören, um zu erkennen, daß es ihm weder an Beredtsamkeit noch an Lebenserfahrung, weder an Kraft noch an Freimüthigkeit beim Predigen fehlt. Ich habe wenige Predigten in Indien gehört, die den Seinigen gleichkommen. Ich konnte es daher nur bedauern, daß man ihn nicht früher mehr in die Nothwendigkeit versetzte, seine praktischen Gaben kräftig zu entfalten. In sprachlicher und literarischer Beziehung aber behauptete er, wie ich durch Thatsachen erhärten kann, unter den damals in Südmahratta stationirten Missionaren so entschieden die erste Stelle, daß es mir hintennach unbegreiflich erschien, wie dieß von Einzelnen derselben bezweifelt und das Gegentheil in der Weise geltend gemacht werden konnte, wie es geschehen war.

Heinrich Albrecht wurde den 31. August 1816 zu Dresden geboren. Sein Vater, Bürger und Schneidermeister daselbst, hatte eine zahlreiche Familie, lebte aber in ökonomisch bedrängten Verhältnissen. Deßhalb wurde der Knabe im 5ten Jahre seinem Oheim, einem Goldarbeiter in Gera, zur Erziehung übergeben. Dort besuchte er das Gymnasium und entwickelte sich in ihm ein sehnliches Verlangen, Theologie studiren zu dürfen. Seine darauf hingerichteten Bitten wurden ihm aber abgeschlagen. Er mußte wider Willen und Neigung dem Beruf des Pflegevaters sich widmen. Im Jahre 1834 erhielt er jedoch Kenntniß

*) Siehe Miss.-Mag. Jahrg. 1854 Heft I. S. 112.

von dem Werke der Mission, und die Bekanntschaft mit demselben gab dem im verborgenen Grunde des Herzens fortglimmenden Wunsche, Theologie zu studiren, die Richtung auf die Mission. Das Jahr darauf war die fünfjährige Lehrzeit beendigt, und der Jüngling kehrte in die Vaterstadt zurück. Dort fand er mehr christliche Anfassung als in Gera; dennoch kam er über sich und seine Zukunft noch zu keiner Klarheit. Im Jahr 1837 noch trat er, wie er in seinem Lebenslauf sagt, „zu seiner körperlichen und geistigen Ausbildung" eine Reise durch Oestreich, Illyrien, Oberitalien an. In Laibach erst scheint er seinen Blick bestimmter nach Basel gerichtet zu haben. Hier kam er im November an; es verlief aber ein volles Vierteljahr, ehe er sich mit dem Missionshause in Verbindung setzte. Während einer Unpäßlichkeit faßte er Muth dazu. Hr. Pfarrer Passavant führte ihn bei den Lehrern und Vorstehern des Hauses ein, und im folgenden Jahre wurde er in die Missionsanstalt aufgenommen. Wie es scheint, war aber sein religiöses Leben auch damals noch etwas unentwickelt; doch konnte man seinen redlichen Willen, dem HErrn zu dienen, nicht verkennen. Nach 5jähriger Vorbereitungszeit in der hiesigen Missionsschule wurde er 1843 nach Indien gesandt. Dort sollte er den Malabarstationen zu Hülfe kommen; eigenthümliche Verhältnisse ließen aber seine Placirung in Dharwar nachher zweckmäßiger erscheinen. Hier lag nach Miss. Layer's Abreise die Hauptlast auf ihm, und ich muß ihm das Zeugniß ertheilen, daß er sowohl der Gemeinde als den Heiden mit Gewissenhaftigkeit und Ernste sich widmete. Ebenso bemerkte ich mit Befriedigung, mit wie viel Ordnungssinn und Pünktlichkeit die äußeren Geschäfte, unter Anderm z. B. die Cassenangelegenheiten des Districts, von ihm besorgt wurden. Dankenswerth waren ferner die financiellen Opfer aus seinem angeheiratheten Privatvermögen, durch welche er der Missionscasse manche Ausgabe ersparte. Dagegen hatte ohne Zweifel durch seine Kränklichkeit, die schon damals immer mehr zunahm, sein Wesen einen Anflug von Grämlichkeit erhalten, welcher ihn bisweilen hinderte, dem Unge-

mach des Missionslebens so heiter sich zu unterziehen, und mit den seiner Pflege anvertrauten Seelen, insbesondere den zuweilen näher tretenden Heiden, so frisch und in so herzgewinnender Weise umzugehen, als dieß bei einem Missionar wünschenswerth ist. Auch stand er, wenn ich nicht irre, noch zu viel unter dem Gesetz, als daß er seines Heilands recht vollkommen froh gewesen wäre und sein Mund von der Süßigkeit des Evangeliums von der freien Gnade recht hätte überströmen und er selbst als ein recht lebendiger Magnet für die ihn umgebende Heidenwelt hätte dastehen können.

Von den beiden Frauen hatte die eine, Frau Albrecht, die von Frau Layer früher geleitete Mädchen-Erziehungs-Anstalt übernommen und eine Mädchenschule in der Stadt angefangen. Der Frau Weigle hatte ich erst einen Wirkungskreis zu ermitteln, da es dazu bestimmter Vollmachten bedurfte. Beide Frauen trugen ein lebendiges Verlangen in sich, der sie umgebenden Frauenwelt Hülfe und Rettung zu bringen, hatten aber mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sonst nicht in dieser Weise und in dem Grade vorhanden sind. In ihrem Privatleben sprach mich bei Frau Albrecht die Sorgfalt, mit der sie ihre Kinder pflegte, wohlthuend an, denn ich dachte, eine Missionsfrau, die ihren Mutterpflichten mit wahrer Gewissenhaftigkeit genügt, müsse sich nothwendig auch als eine rechte Evangelistin unter dem verwahrlosten Geschlecht der Heidenkinder bewähren. An meiner theuern Frau Gevatter Weigle lobte ich mir die Klarheit des Geistes, mit welcher sie auch in den höhern Gebieten des Lebens sich bewegt, und die glaubensvolle Ruhe, mit der sie im practischen Leben ebensowohl zu warten und stille zu stehen, als zu handeln und vorwärts zu gehen versteht. Beiden Frauen aber bin ich für die uns erwiesene Liebe und Freundlichkeit noch zu ganz besonderem Danke verpflichtet.

Wie natürlich quartirte ich mich bei meinem alten Freunde Weigle ein. Die Geschwister Albrecht hatten die Güte, meinen Neffen aufzunehmen. Missionar Weigle's Wohnung steht gerade in der Mitte des Missionscom-

pounds, dessen Lage im Verhältniß zur Stadt ich bereits oben beschrieben habe. Sie liegt etwas weniges höher als Miss. Albrecht's Haus. Beide aber stoßen an den breiten mit Bäumen bepflanzten Fahrweg, der das Missionsgehöfte in seiner ganzen Länge von Süden nach Norden durchschneidet und nur gegen das südliche Ende in einen schmäleren Weg ausläuft, auf dem man alsbald zur Hublistraße hinabgelangt, auf der wir hergekommen waren. Vor Miss. Weigle's Haus gegen Osten war ein kleines Blumengärtlein angelegt, in welchem unsere Märzveilchen im December blühten. Auch Miss. Albrecht hatte seine hart an die Straße stoßende westliche Veranda mit Blumentöpfen geschmückt. Diese zwar sehr kleinen aber interessanten Pflanzungen lagen unmittelbar vor dem Zimmer, in welchem ich logirte. So oft ich zur Thüre desselben heraustrat, waren sie mir ein lieblicher Anblick. Von demselben Punkt aus konnte ich auch das native Haus sehen, das rechts drüben gegen die Hublistraße hinab auf einer tiefer gelegenen Stelle des Guts für die christlichen Hindu's erbaut wurde und von 4—6 Familien bewohnt wird. Auf der linken Seite, aber weiter gegen Norden hin, an der rechten Seite des Compoundweges, erblickt man unsere Missionskapelle, von welcher das Titelbild dieses Heftes eine nach einer hübschen Zeichnung der Frau Miss. Weigle gearbeitete Abbildung liefert. Sie wurde im Jahr 1845 von Miss. Lehner mit Beiträgen englischer Freunde aus Backsteinen erbaut und wird eben deßwegen auch der englischen Gemeinde zu ihrem Gottesdienst eingeräumt. Sie ist nicht groß, faßt aber doch einige hundert Seelen. Innen und außen weiß, ziemlich hoch und luftig, und sehr hell und freundlich, ist sie ein recht würdiges Gotteshaus.

Der übrige Compound ist zum größern Theil unangebaut und liefert nichts als hohes aber schlechtes Gras. Nur zwei Gärten sind bis jetzt in demselben angelegt. Der eine stößt unmittelbar an Miss. Albrechts Haus, ist Blumen-, Gemüse- und Baumgarten zugleich; der andere, größere, liegt jenseits des Hofraums, der Miss. Weigle's

Haus auf der Süd-, West- und Nordseite umgibt, gegen Westen am Hügel hinauf, und ist dicht mit Kaffee-, Quava- und andern Fruchtbäumen bepflanzt. Ein Gemeindeglied ist Jahr aus Jahr ein mit der Bewässerung und Bebauung desselben beschäftigt; dafür liefert er jährlich gegen 50 Rup. Ertrag. Ungefähr eine halbe Stunde vom Missions-Compound jenseits der nächstgelegenen Hügel besitzt unsere Mission noch ein weiteres Stück Landes, das vor Jahren schon im Hinblick auf die Zeit, wo Heidenchristen zu einer ernährenden Arbeit zu verhelfen seyn würde, von der Regierung in ewigen Pacht genommen wurde, und derzeit an heidnische Landleute verliehen ist.

Sonntag den 30. Nov., es war gerade der erste Advent, besuchten wir Vormittags die englische Predigt, welche Miss. Weigle hielt. Die Kirche war von Civil- und Militärbeamten, Herren und Frauen und Dienstleuten mehr als halb gefüllt. So neu mir dieser Anblick war, versetzte mich die Predigt, welche von guter, deutscher Art war, nichtsdestoweniger ganz in die Heimath zurück. Abends war das schwarze Gemeinlein versammelt. Dieses pflegt nicht auf den Bänken und Sesseln zu sitzen, welche am Vormittag die Europäer einnehmen; diese werden vielmehr etwas zurückgestellt, und die Eingeborenen nehmen am Boden auf Matten Platz. Ich hielt eine längere Ansprache an die Gemeinde, welche Miss. Weigle mit bewundrungswürdiger Gewandtheit dolmetschte. Die Zuhörer, ein kleines Häuflein von etwa 30 Personen, hörten aufmerksam zu; es war ihnen interessant, den fremden Mann reden zu hören. Dennoch hatte ich den Eindruck, daß ein großer Theil, nämlich eben die Tamulen, von denen ich oben schon redete, nicht so innig mit der Mission verbunden sind, wie dieß bei unsern andern Christen der Fall zu seyn pflegt. Der Canaresen aber waren es nur wenige. Zweien von diesen, dem alten Jacob und dem Katechist Johann Banawasi, dagegen war das Interesse, das sie an unserm Besuch nahmen, und die Freude über das Gesagte unverkennbar in den Gesichtszügen zu lesen. Nur Ein Heide, ein wohlgekleideter Mann,

hatte im Hintergrund der Kirche auf einer Bank Platz genommen, entfernte sich aber nachher, ohne sich uns zu nähern. Dieser Umstand legte mir den Wunsch nahe, die Missionshäuser und die Kirche möchten statt am Ende der Stadt mehr in der Mitte derselben gelegen seyn. Ich habe immer gefunden, daß es zwar weit angenehmer ist, entfernter von dem Getümmel, der Unreinigkeit und schlechten Luft heidnischer Städte zu wohnen, dagegen der Missionsarbeit sehr großen Vorschub leistet, wenn die Missionare mitten unter den Eingeborenen sich niederlassen.

Montags den 1. December begann ich die Conferenzen mit den beiden Missionaren. Der erste Gegenstand der Verhandlung war das Verhältniß, in welches sich Miss. Albrecht in letzter Zeit zu der Committee gesetzt hatte. Aus Veranlassung der Versetzung Miss. Würth's nach Mangalur (s. Jahrg. 1853, Heft IV., S. 161), hatten die beiden Abgeordneten von Süd-Mahratta auf der General-Conferenz im Jahr 1851 von der Committee Bürgschaften dafür verlangt, daß sie in Zukunft keinen Missionar ohne vorhergegangene Berathung mit den Districts-Conferenzen und den betreffenden Brüdern selbst von einer Station auf eine andere beordern werde. Diese Forderung, deren Gewährung der Committee die Leitung der Stationen factisch aus der Hand genommen hätte, mußte nothwendig von denselben zurückgenommen werden, da sie ebenso mit dem wohlverstandenen Interesse der Mission selbst, als mit wahrem Missionssinn unvereinbar war. Sie traten auch wirklich innerhalb der peremptorischen Frist, welche ihnen gesetzt worden war, von dem gestellten Begehren zurück, jedoch ohne die ausgesprochenen Principien zu widerrufen. Ich hatte aus diesem Grunde von der Committee den Auftrag erhalten, genügendere Erklärungen zu verlangen und die Rechte der Committee nachdrücklich, im Nothfall selbst durch die entschiedensten Schritte zu wahren. Dagegen sollte ich bei bereitwilliger Unterwerfung unter die Autorität der Committee auch die freundlichsten und brüderlichsten Erklärungen abgeben. Dieses Auftrags mußte ich mich dem theuern Miss. Albrecht

gegenüber zum ersten Mal entledigen. Die Verhandlung war sehr ernst, führte aber zu meiner großen Freude zum erwünschten Ziele. Nach glücklicher Vereinigung dieser schwierigsten Angelegenheit war die Erledigung der übrigen Berathungsgegenstände verhältnißmäßig leicht und zum Theil genußreich.

Da die Station Dharwar die übrigen Stationen in Südmahratta mit Geld zu versorgen pflegte, liefen alle Fäden der äußern Verwaltung dieses Districts hier zusammen; aus diesem Grunde nahm ich zuerst die Geldangelegenheiten vor. Nachdem ich die Rechnung durchgesehen hatte, ließ ich mir nähern Aufschluß geben über die Art und Weise, wie die Gelder vom General-Cassier bezogen, wie sie verwahrt,*) versendet**) und mit dem Cassier der Station Dharwar verrechnet werden. Weitere Punkte der Besprechung bildeten die Verwaltung des Privatvermögens der Missionare für den, obwohl selten, doch bisweilen vorkommenden Fall, daß der Eine oder Andere im Besitz eines solchen ist, und dasselbe nach Indien zu ziehen und dort, sey es in Staatspapieren oder bei einem eingeborenen Bankier oder in Ländereien, anzulegen genöthigt oder gesonnen ist; ferner die Privatdonationen, welche unsern Südmahratta-Missionaren oder ihren Familien früher von einzelnen englischen Missionsfreunden theils angeboten, theils wirklich gegeben wurden. Die Mittheilungen, welche ich hier in Dharwar theils aus dem Munde unserer beiden Missionare theils aus dem Munde des Oberst Coffin über diese beiden sehr delicaten Missionsfragen erhielt, zeigten mir, wie wichtig es sey, daß Missionare in diesen beiden Beziehungen ihre

*) Bei der Bauart der Häuser in Ostindien ist dieß eine sehr wichtige Frage. In unserm Theil von Indien haben selbst die englischen Beamten selten und nur wenig Geld im Hause. Sie, und so auch unsere Missionare, legen ihr Geld im Regierungsgebäude nieder, wo es unter Schloß und Siegel liegt, und von Schildwachen gehütet wird.

**) Man kann in Indien, da die Post durch laufende Boten befördert wird, nicht ohne Gefahr baares Geld durch die Post senden.

Bestimmung und ihre Stellung theils zu ihrem HErrn theils zu den deutschen und englischen Missionsfreunden beständig klar und fest im Auge behalten, und veranlaßten mich, später auf der General-Conferenz einige auf diese Capitel des Missionslebens bezügliche Vorschläge zu machen. Hierauf wurden einige auf die Felder bezügliche Fragen erledigt. Schon mehrere Mal waren z. B. von englischen Beamten ohne Weiteres, selbst ohne Anfrage, Stücke des von der Regierung gepachteten Missionslandes weggenommen worden; sollte man nun Einsprache erheben oder die Sache mit Stillschweigen übergehen? Ich ordnete an, daß jener Theil des Grundstücks, der in Frage stand, der Regierung förmlich zurückgegeben werde. Zuletzt wurden die Besoldungen sämmtlicher von der Mission angestellten Eingeborenen, der Munschi's, der Schullehrer, der Katechisten einer Revision unterworfen.

Nach diesen Verwaltungssachen kamen die Kirchen-, Gemeinde- und Schul-Angelegenheiten an die Reihe. Bei der Durchgehung der Gottesdienste, welche in englischer, canaresischer und tamulischer Sprache gehalten wurden, stellte sich heraus, daß der sonn- und festtägliche Kinder-Gottesdienst, die Katechisation, noch fehlte und im Blick auf die tamulischen Gemeindeglieder die Anstellung eines Tamil-Katechisten sehr wünschenswerth wäre. Die Missionare wurden deßhalb gebeten, in Uebereinstimmung mit den Committee-Verordnungen jeden Sonntag eine Katechisation zu halten, bei der auch an die Erwachsenen Fragen gestellt würden, und ihnen die Zusicherung gegeben, daß der Station Dharwar, wenn immer möglich, bei der nächst bevorstehenden Vertheilung der Katechistenschüler in Mangalur, ein Tamil-Katechist zugetheilt werden solle. An diesem Ort wurde ferner die Frage an die Missionare gerichtet, was sie von der Einführung einer in alle auf unserm Missionsgebiet gesprochenen Sprachen übertragenen Liturgie und namentlich auch von dem Gebrauch derselben bei den englischen Gottesdiensten halten würden. Sie waren der Ansicht, daß das Prayer-book bei dem Sonntags-Gottesdienst auch fortan

gebraucht werden sollte, dagegen die Sacramente, wo sie von Engländern verlangt werden, nach dem in unserer Liturgie vorgeschriebenen Ritus verwaltet werden sollten.

Die Heidenpredigt, welche wegen der Bibelübersetzungsarbeit, mit welcher Miss. Weigle beauftragt war, beinahe ausschließlich Miss. Albrecht zufiel, wurde fast täglich betrieben. Der Prediger trat bald da bald dort in den Straßen der Stadt und der Vorstädte oder auf dem Bazaar auf, und hielt bald längere bald kürzere Ansprachen, denen hier zwei und drei, dort fünfzig und hundert Heiden zuhörten. Zu einer förmlichen, Zeit und Ort regelmäßig einhaltenden, wenn ich so sagen soll, feierlichen Bazaarpredigt, wie diese an andern Orten eingerichtet ist, war es aber noch nicht gekommen. Sie schien mir aber gerade in Dharwar, wo der Missions-Compound und die Kirche außerhalb der Stadt liegt, ganz besonders wichtig. Ich ermunterte deßhalb Miss. Albrecht zur Errichtung eines regelmäßigen Gottesdienstes mit Gesang und Gebet in unserem Schulhause auf dem Bazaar.

Bei der Erörterung des bei der Aufnahme von Katechumenen einzuhaltenden Verfahrens sprach ich es offen aus, daß die Wahrnehmung, wie in Südmahratta die Taufbewerber so oft zwar bis an die Neugeburt, aber nicht zu ihr kommen, die Committee, ungeachtet sie die Individualität des Volksstammes der Südmahratten nicht übersehe, auf den Gedanken geleitet, man verfahre bei der Zulassung zur Taufe in diesem District zu ängstlich oder fasse die Katechumenen nicht mit der Kraft und Macht an, ohne welche das gepredigte Wort nicht, wie es doch solle, den Einen wirklich ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode werde. Außerdem machte ich darauf aufmerksam, daß es bei den Heiden, welche dem Missionar näher treten, im höchsten Grad wichtig sey, daß er sich ganz und gar und mit vollem Herzen in ihre Bedürfnisse vertiefe und ihre innern Kämpfe gleich eigenen mit ihnen durchkämpfe, alles Nebenwerk bei Seiten werfe und auf den Einen großen Hauptpunkt mit Gebet und Flehen hindränge.

Bei der Besprechung der Gemeindeordnung kam ein Casualfall zur Entscheidung, über den schon längere Zeit mit der Committee verhandelt worden war. Ein Eingeborener, katholischer Confession, an der Ostküste Indiens zu Hause, war vor vielen Jahren legitim verehelicht gewesen; er und seine Frau hatten aber, wie so viele Hunderttausende in Indien, die Ehe gebrochen, sich von einander getrennt und das Land ihrer Geburt verlassen. Seit 25 Jahren lebte der Mann, europäisch und christlich gesprochen, im Concubinat mit einem heidnischen Weibe, die ihm 3 Kinder gebar. Am Ende seiner irdischen Wallfahrt angekommen, schloß er sich nun unserer Dharwar-Gemeinde an und bat um förmliche Aufnahme in dieselbe für sich und seine ganze Familie. Es wurden nun bei geistlichen und weltlichen Behörden über den Aufenthaltsort der ersten Frau und die früheren Verhältnisse der Familie Nachforschungen angestellt, aber ohne genügenden Erfolg. Jetzt erwiesen sich zwar die Eltern nicht als entschieden lebendig, dagegen war ihnen in ihrem Wandel nichts vorzuwerfen. Die bereits erwachsenen Kinder waren offen und zugänglich für die Predigt und Seelsorge. Ein heuchlerischer Grund für das Verlangen der Familie um Aufnahme in die Gemeinde war trotz der langen Wartezeit, der sie sich unterwerfen mußten, nicht zu ermitteln. Ich entschied mich daher nach reiflicher Erwägung sämmtlicher Verhältnisse, die ich an dieser Stelle nicht eingehender erörtern kann, dahin, daß die Familie, nachdem sie den nöthigen Unterricht erhalten, in die Gemeinde aufgenommen werde könne, die Verhältnisse aber der Gemeinde klar dargelegt und für die Ehe der Eltern unter Zugrundlegung eines eigens für den vorliegenden Fall bearbeiteten Formulars der Segen des HErrn nachträglich erfleht werden solle.

Die Schulen der Station besuchte ich der Reihe nach in den zwischen die Conferenzen fallenden freien Zeiten. Die Knabenschulen waren die besten unter den Heidenschulen, welche ich in Indien gesehen habe. Das Schulwesen in der Bombay-Präsidentschaft, zu welcher das Col-

lectorat Dharwar gehört, ist im Allgemeinen weiter vorangeschritten als in der Madras-Präsidentschaft, weil die Regierung seit vielen Jahren schon demselben besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Dieß mußte natürlich auch auf die Missionsschulen, wenigstens in gewissen Beziehungen, fördernd einwirken. Doch ist nicht dieß der Hauptgrund von dem gedeihlichen Zustand, in welchem ich die beiden Knabenschulen in Dharwar damals fand, sondern der fleißige Besuch derselben und die regelmäßige Theilnahme am Unterricht von Seiten der Missionare. Sie gaben, zumal in der Bangalowschule, täglich mehrere Stunden Unterricht in verschiedenen Fächern. Als ich die Kalappa-Schule, welche in einem Basawa-Tempel gehalten wurde, betrat, fand ich sie der Visitation zu Ehren bekränzt und viele Heiden versammelt, um Zeugen derselben zu seyn. Die Kinder füllten die ganze Vorhalle des Tempels. Auf einem Tisch lagen die Schönschriften der Knaben, von denen die einen auf weißem Papier mit schwarzer, die andern auf schwarzem Papier mit weißer Tinte, wieder andere auf weißem Papier mit goldenen und silbernen Buchstaben geschrieben waren; eine kleine Spielerei, auf die ich keinen großen Werth lege, die aber doch einerseits den Geist der Hinduschulen charakterisirt, andererseits das Interesse beurkundet, das die Schüler an der Visitation nahmen. Dieses sprach sich auch an der Regsamkeit aus, mit welchem die Schüler ihre Aufgabe lösten und die ihnen vorgelegten Fragen beantworteten. Doch war ich in der Bangalow-Schule noch mehr befriedigt. Ich glaube sagen zu dürfen, daß sie sich mit vielen unserer deutschen Volksschulen messen konnte. Ich habe sogar viele Schulen in der Heimath kennen gelernt, in welchen selbst die biblische Geschichte von den Schülern weit nicht in dem Grad gekannt und verstanden war, wie hier — sage — von heidnischen Jungen. Ich stellte zuerst eine Reihe von Fragen die biblische Geschichte des Neuen Testaments betreffend. Diese wurden so rasch und richtig beantwortet, daß ich verwundert war. Um nun zu sehen, ob ich nicht eben gerade erst kürzlich behandelte Stücke getroffen und diese

genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstand sich auf die Geschichten des Neuen Testaments beschränke, nahm ich nachher die Geschichte Joseph's vor. Zuerst fragte ich die Geschichte selbst ab. Die Antworten waren genau, eingehend, richtig. Nun entwickelte ich die religiösen und moralischen Gedanken, die specifisch alttestamentlichen Anschauungen, welche in ihr verkörpert erscheinen, erwartend, daß die Antworten nun langsamer erfolgen, wenn nicht gar ausbleiben, jedenfalls oft unklar und unrichtig seyn werden. Allein die Jungen nahmen keinen Anstand alle auch die ihrem Glauben am entschiedensten widersprechenden Lehren frei auszusprechen, und legten auch hier eine solche Kenntniß des göttlichen Worts an den Tag, daß ich voll Freude und Dankes auf die Schaar der schwarzen Jungen hinblickte. Ich erinnere mich nur Einmal in meinem Leben eine biblische Geschichtsstunde erlebt zu haben, in der ich Gleiches erlebte. Damals war ich noch Lehrer in der Erziehungsanstalt in Stetten im Remsthal. Eines Tags war da eine der Classen, die ich in biblischer Geschichte unterrichtete, so hingenommen vom Gegenstand, so frisch und lebendig, daß ich Mühe hatte, die Jungens, unter denen namentlich ein Venetianer, auf den Bänken festzuhalten. Aehnlich war es hier. In einem großen Zimmer saßen die schwarzen Jungens, groß und klein, auf dem Boden, die Hälfte des Raumes etwa einnehmend. Ich saß ihnen gegenüber auf einem Stuhl, etwa 12 Fuß von ihnen entfernt. Als ich nun mit biblischen Fragen einmal im Zug war, da hoben sich immer rascher und höher die Hände, welche zum Antworten kommen wollten. Nach einer Weile sprang einer auf und stand, setzte sich aber wieder; bald aber saßen die ersten Reihen nicht mehr, sondern sie standen, und als dieß einmal so gekommen war, rückte die Schaar, ohne es zu wollen und zu merken, immer näher und näher an mich heran. Dabei funkelten voll Lust und Freude die schwarzen feurigen Augen, die Angesichter glänzten, Hände und Füße antworteten mit. Hätten meine Leser alles dieses mit angesehen, sie könnten es begreifen, wie es Missionsleute bisweilen

mit Macht vorwärts drängt in der Mission; warum sie nicht anders können, denn es mit Thränen beklagen, wenn die Missionsfreunde der Heimath dem Missionswerk Halt gebieten oder es sogar eindämmen oder zurückdrängen wollen.

Weniger bedeutend waren die Resultate, welche die Mädchenschule lieferte, die in einem gemietheten Local in der Nähe der Kalappa-Schule gehalten wurde. Schon die Oertlichkeit in ihrer Armseligkeit war völlig geeignet, die Erwartungen des Visitators sehr herunterzustimmen, wenn er auf die Aeußerlichkeiten auch nur einigen Werth legte; sah man aber die Mädchen selbst an, die da versammelt waren, so konnte es einem ganz wehmüthig ums Herz werden. Kleine, verkümmerte Gestalten, zwar von goldenen und silbernen Ringen in Nasen und Ohren, an Armen und Füßen strotzend, theilweise mit Blumen in den Haaren, sogar mit dem Zeichen der Verlobung am Halse, und doch die Einen so verschüchtert und verdutzt, daß keine Antwort aus ihnen herauszubringen war, die Andern in einer uns Europäern völlig fremden Weise sensitiv und frei, wenn ich nicht sagen soll, sinnlich und frech. Ich glaube nicht, daß eine unserer europäischen Frauen, die bis jetzt nichts für die Erziehung des weiblichen Geschlechts in den Heidenländern gethan hat, eine solche Schule betreten könnte, ohne darüber zu erröthen, daß sie sich ihrer schwarzen Schwestern noch nicht mit Einem Wort und Einer That angenommen, und ohne den festen Vorsatz zu fassen, lebenslänglich für die Bekehrung der Heiden mit aller Kraft thätig zu seyn. Um so wohlthuender war es mir, denken zu dürfen, daß hier wenigstens ein Anfang gemacht war mit der Erziehung des weiblichen Geschlechts in der volkreichen Stadt, und wenigstens diese kleine Schaar der gänzlichen Unwissenheit und Verwahrlosung entrissen wurde. Eben von diesem Gesichtspunkt aus konnte ich mich in die von unsern Missionsgeschwistern beantragte Aufhebung des Mädcheninstituts, das seit einer Reihe von Jahren in Dharwar bestanden hatte, nicht finden. Die Berathung über diese Frage, welcher auch die beiden Missions-

frauen und der auf Besuch von Hubli herübergekommene Miss. Joh. Müller anwohnten, bildete den Schluß unserer Conferenzen. Das früher hoffnungsvolle Institut zählte damals noch 6 Zöglinge von 6—11 Jahren und 2 Tagschülerinnen. Den Unterricht der Mädchen besorgte theils ein Munschi (Sprachlehrer), theils Frau Miss. Albrecht. Auch die Aufsicht über die Kinder fiel ihr zu; doch unterstützte sie hiebei Lea, Jacobs Frau, eine Eingeborene. Das Local, in welchem die Kinder wohnten und lebten, war ein sehr geräumiges Zimmer im Albrecht'schen Hause. Unerzogene Kinder gibt es in Indien genug, und daß man sie bekommen kann, zeigt ältere und neuere Erfahrung. Die äußeren Bedingungen waren also da nicht bloß zur Fortführung, sondern sogar zur Erweiterung der Anstalt. Dennoch wurde die Aufhebung derselben beantragt, und zwar aus folgenden Gründen: erstens, weil die Zöglinge, mit Ausnahme Eines Mädchens, dem verdorbenen Geschlecht wandernder Tamulen entsprungen seyen, und die Anstalt also auf canaresischem Boden weder Wurzeln geschlagen habe, noch Wurzel schlagen könne; zweitens, weil canaresische Zöglinge nicht zu bekommen seyen. Mir schien dagegen die Aufgebung der Anstalt ein Verlust und der Grund von ihrem nur kümmerlichen Gedeihen darin zu liegen, daß die Kinder weder zu einer der beiden Missionsfamilien gehörten, noch ein eigenes Hauswesen bildeten, den Kindern die Heimath, der Anstalt somit die erste pädagogische Vorbedingung ihres Gedeihens fehlte. Daß man keine neuen Zöglinge finden und erhalten könne, konnte ich so wenig glauben, als daß die vorhandenen in Dharwar nicht sollten gedeihen können. Die beiden Missionare Weigle und Müller stimmten mir darin bei; nur glaubte der Eine, die gegenwärtige Bevölkerung der Anstalt bilde keinen gesunden Stamm für eine sonst gewiß auch in Südmahratta wünschenswerthe und wirklich zu ermöglichende Mädchen-Erziehungsanstalt, und war der Andere der Ansicht, es sey in dem jetzigen Augenblick die Möglichkeit der zweckmäßigen Führung einer solchen Anstalt nicht vorhanden. Unter diesen Umständen

konnte ich in die Aufhebung des Instituts noch nicht willigen; dagegen hielt ich eine Umgestaltung für durchaus nothwendig. Der neue Plan, der von mir vorgelegt wurde, bestimmte, daß die Anstalt ganz auf dem Fuß einer christlichen Hindufamilie eingerichtet werden, ein Katechist, der des Tamil wie des Canaresischen mächtig sey, die Stelle des Hausvaters und Lehrers erhalten und eine der beiden Missionsfamilien die Leitung und Oberaufsicht führen solle. Da die Geschwister Albrecht weit mehr als die Geschwister Weigle von eigentlichen Missionsarbeiten in Anspruch genommen waren, Frau Weigle, eine ehemalige Lehrerin, die auch in Indien Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatte, sich vollkommen bereit erklärte, die Leitung der Anstalt zu übernehmen, und die Versetzung derselben unter das Dach des Weigle'schen Hauses keine Schwierigkeit hatte, übertrug ich die Oberaufsicht über das Institut für die Zukunft Miss. Weigle. Als zukünftigen Hausvater faßte ich den Katechistenschüler Nahasson Rosario ins Auge, der als ein ausgezeichnet begabter junger Mann, dazu ehemaliger Schüler Miss. Weigle's, für die Stelle ganz besonders geeignet schien. Zu meinem Bedauern scheiterte aber dieser Plan später an der Kränklichkeit des Katechisten, die es ihm rathsam erscheinen ließ, unverheirathet zu bleiben. So kam es am Ende doch zur Verpflanzung der 6 Zöglinge in die Anstalt zu Mangalur und zur Aufhebung des Instituts in Dharwar. Dagegen wurde einem schon damals gleichfalls besprochenen Plane gemäß eine Tagschule für halfcast-Christen und Heidenmädchen im Missions-Compound eingerichtet, welche unter der Leitung der Frau Weigle einen recht erfreulichen Fortgang hatte.

Dieß die Verhandlungen in Dharwar. Der Gesammteindruck, den ich von der Station Dharwar mit mir hinwegtrug, war einerseits ein noch ungünstigerer, andererseits ein weit günstigerer, als ich erwartet hatte. Ich wußte schon vorher, daß die eigentlichen Resultate der Missionsarbeit noch verhältnißmäßig unbedeutend seyen; doch hatte ich von der Christengemeinde mehr erwartet. Dagegen fand ich den

Acker, der hier zu bebauen, nicht so hoffnungslos, als es, von ferne die Sache betrachtet, oft erscheinen wollte. Die Saat des Lebens, welche in den Schulen ausgestreut wurde und so lieblich aufging, kann nach dem Wort der Wahrheit nicht ohne Frucht bleiben; dieß wurde mir zur vollen Gewißheit durch das, was ich mit eigenen Augen sah und hörte. Was die Arbeitskräfte betrifft, welche auf der Station thätig waren, so konnte ich weder mir noch der Committee verbergen, daß sie im Vergleich mit der Aufgabe, welche hier zu erfüllen ist, unmöglich ausreichen konnten, da Miss. Weigle damals beinahe seine ganze Zeit auf die Revision der canaresischen Bibelübersetzung zu verwenden angewiesen war, und Miss. Albrecht theils selbst vielfach leidend, theils durch immer wiederkehrende Krankheitsanfälle seiner Gattin und Kinder oft schwer geprüft war. Dagegen durfte ich zu meiner Freude inne werden, wie der HErr nicht bloß durch unsere Missionare in Dharwar wirkte, seine Gnade vielmehr auch an ihnen und in ihnen geschäftig war, daß sie sich durch alle die vielen Gefahren, die sie umgaben, siegreich hindurchrangen und ihnen trotz der mancherlei Trübsale und Nöthen die Lust an ihrem Beruf, der Muth zur Fortsetzung ihrer Arbeiten und Kämpfe noch nicht gemindert, viel weniger entschwunden war. Aus diesem Grunde konnte ich auch von Dharwar nur mit dankerfülltem Herzen und mit der frohen Hoffnung scheiden, daß wir auch hier einmal einen Erntetag werden sehen dürfen, dessen innere Herrlichkeit uns für alle an dieses Arbeitsfeld gewandte Bemühungen und Opfer reichlich entschädigen werde.

3. Reise über Belgaum und Kaladgi nach Guledgudd.

Den 14. Dec. Nachts reiste ich mit Miss. Mögling in dem Ochsenwagen unseres theuern Freundes, des Obersten Coffin, nach Belgaum, um diese englische Missionsstation zu sehen. Unsere Niederlassung in diesem Wagen bildete eine der possierlichsten Scenen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Der Wagen war zweirädrig, mit einem

roth angestrichenen Leinwanddeckel bedeckt, mit zwei Quersitzen, von denen der hintere zugleich die Kutschenthüre bildete, durch die man einstieg, oder besser gesagt, beim Ein- und Aussteigen aufgeschlagen werden mußte. Dieß Mal wurde nun aber der Raum zwischen den beiden Sitzen mit dem Gepäck ausgefüllt, das sonst keinen Platz gefunden hätte, dann meine Reise-Matratze der Länge nach in dem Wagen ausgebreitet und endlich die zwei Passagiere, stattliche, nicht eben sehr hagere Männer, der Eine den Kopf nach vorne, der Andere den Kopf nach hinten, wie sich aus diesem Umstand ohne weitere Auseinandersetzung ergibt, ziemlich fest, zum Glück nicht auf aber neben einander gepackt. Angebunden wurden wir indessen nicht; eine irgend ungesetzliche Bewegung unterblieb von selbst. Meine l. Leser würden es begreiflich finden, wenn ich berichtete, ich habe mich, ehe ich mich, ich weiß nicht, soll ich sagen, auf unserm Streckbett oder in unserm Schwitzkasten, niederlegte, zuvor ein wenig umgesehen, ob meine ehemaligen Schulkinder oder meine jetzigen Zöglinge mich nicht in solchem Stande der Erniedrigung erblicken; allein, wer einmal durch die Wüste gereist ist, findet Colonel Coffin's Reisewagen so bequem, daß weder die Frauen noch die Männer, die das Gefährt begleiteten und die freundlichsten Glückwünsche für die Reise nachriefen, etwas Besonderes an unserm Aufzug fanden. Im Trab ging's nun die Allee entlang. Nach zwei Stunden wurde, wie gewöhnlich, umgespannt, und so fort bis Belgaum. Natürlich hatten wir in der Nacht, und verschlossen in unserm Karren, wenig Aussicht. Nur bisweilen schauten wir uns im Mondschein ein wenig um. Als wir Morgens erwachten, waren wir Belgaum schon ziemlich nahe gekommen. Da der Weg sehr schlecht war, und es einige Mal ziemlich stark Berg auf und Berg ab ging, ließen wir die schöne Gelegenheit zu einer Fußpartie nicht unbenützt. Bald aber wurde es sehr heiß und wir zogen uns daher am Ende gerne wieder in den Schatten unseres Wagens zurück. Endlich, es war bereits Vormittag geworden, wurden wir Belgaum ansichtig. Seine

Umgebung ist hübsch, aber weder reizend noch großartig. Es liegt, wie alle von den Engländern besetzten Hauptstädte, im Schatten mächtiger Bäume versteckt, vollkommen eben, und sieht weit städtischer aus, als alle Oberländerstädte, die ich gesehen. Miss. Beynon, von der Londoner Missionsgesellschaft, war so gütig, uns in sein Haus aufzunehmen. Den alten Missionar Taylor, auf dessen Bekanntschaft ich mich besonders gefreut hatte, weil uns sein Sohn, Offizier auf dem Schiff, das uns von Suez nach Bombay gebracht hatte, so viele Liebe und Freundlichkeit bewiesen und dringend gebeten hatte, seinen Vater zu grüßen, trafen wir nicht zu Hause. Dagegen sahen wir seine Frau und Tochter, die bereits durch ihren Sohn und Bruder von uns gehört hatten. Auch zu einigen andern englischen Herren führte uns der eben so freundliche als würdige Hr. Beynon. Da ich insbesondere die englische Schule zu sehen wünschte, ermangelte er nicht, uns auch in diese zu führen. Sie steht unter der Leitung Miss. Taylor's und wurde in einem mitten in der Stadt auf dem Bazaar gelegenen Hause gehalten. Das Local ist ein großer Saal; einziger Lehrer ist ein Parsi, ein noch unbekehrter, aber, nach dem ersten Eindruck zu urtheilen, wackerer und in seiner Art ziemlich unterrichteter Mann, über dessen Muth, eine so große Zahl von Knaben und Jünglingen allein zu bemeistern und zu unterrichten, ich mich höchlich verwundern mußte. Er benützte zwar die erste Classe, die aus 18 und 20jährigen Jünglingen bestand, als Monitoren; dagegen hatte er eine Zahl von 84 Schülern in 6 Abtheilungen vor sich. Ich bat mir die Erlaubniß aus, Classe für Classe durchgehen zu dürfen, um wenigstens ein Urtheil darüber zu gewinnen, wie weit man es bei dieser Einrichtung und Methode im Englischen bringen könne; dann wurde mit den Aeltesten am Globus Geographie vorgenommen. Zuletzt kam die Reihe an die Bibel. Wir setzten uns mit der ersten Classe an einen Tisch, und Miss. Mögling examinirte sie. Mit großer Freundlichkeit und Ruhe leitete er ein Gespräch über den vorliegenden Gegenstand ein, und die Brahminen-Jünglinge, 11 an der

Zahl, ließen es an verständigen und treffenden Antworten nicht fehlen. Als sie aber allmählig gewahr wurden, wohin seine auf ihre eigenen Religionsbücher sich stützenden Fragen zielten, und er sie, Schritt für Schritt die in ihrer Religion sich findenden Widersprüche aufdeckend, in ein Kreuzfeuer von stillen und lauten Einwürfen gegen ihren bisherigen Glauben hineinführte, da wurden sie unruhig. Man sah es ordentlich gähren in Einzelnen; der Primus, welcher neben mir saß, stampfte zornig mit den Füßen, bitterböse darüber, daß er den Padre nicht überwinden konnte, und sich durch sein eigenes Unvermögen oder die Macht der Wahrheit zum unfreiwilligen Schweigen genöthigt sah. Doch machte das ärgerliche Gesicht bald wieder einem freundlichen Platz, und ich habe die Ueberzeugung, daß die Jünglinge von diesem Examen doch eben so sehr befriedigt waren als wir. Ich meines Theils freue mich noch heute dieser Stunde, die mir die Aufgabe und den Segen der Missionsarbeit von ganz neuen Seiten lebendig und eindringlich vor die Augen stellte. Von der englischen Schule weg begaben wir uns in den Kramladen eines Parsi, der uns Träger für die Reise nach Kaladgi vorausgesendet hatte, weil man auf dieser wenig bereisten Route nicht wie anderwärts auf jeder Poststation solche erhalten kann. Noch mußte dann, um mir das bunte Allerlei des Missionslebens recht lebendig zur Anschauung zu bringen, eine Pferdeschau vorgenommen werden, weil ich für meine Weiterreise ein Pferd haben sollte. Zum Glück war mein theurer Reisegefährte auch in diesem Stücke eben so gewandt wie auf dem Gebiet des geistlichen Kampfes. Doch leuchtete auch ihm das vorgeführte Pferd heute noch so wenig ein als mir; wir hofften noch Gelegenheit zu finden, ein vertrauteres und stärkeres zu erhalten, wußten aber nicht, daß wir später doch zu diesem werden zurückkehren müssen und daß es sich noch so treu beweisen werde. Abends verabschiedeten wir uns mit der aufrichtigsten Dankbarkeit von unserem verehrten Gastfreunde für die Weiterreise nach Kaladgi. Wir gingen, wie bereits gesagt, in der Manschil, bald aber überfiel uns ein Regenguß, dessen ich

mich an einer früheren Stelle meiner Reisebeschreibung, wo ich meinte von Lyon bis Triest keinen Regen mehr gesehen zu haben, nicht mehr erinnerte. Wir flüchteten uns in eine Hütte und von dort in einen Tempel, konnten aber unsere Reise bald wieder fortsetzen. Doch ging es um des erweichten Bodens willen eine Zeitlang sehr langsam. Ueberhaupt war diese Tour weit beschwerlicher, als manche andere, die ich in Indien machte. Die Einförmigkeit der weit gedehnten stets mit Baumwolle angepflanzten Flächen, die Baumlosigkeit dieser Ebenen, die Seltenheit der Dörfer und Städte (wir zogen bisweilen 4, ja einmal 6 Stunden lang dahin, ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken), die Dunkelheit der Nacht, die Hitze am Tage, die Erschöpfung der Träger brachte uns manche Geduldsübung. Am 6. Dec. Abends 9 Uhr kamen wir endlich in Kaladgi an. Die dort stationirten Offiziere baten Miss. Mögling schriftlich, den folgenden Tag englischen Gottesdienst zu halten; aber gerade der Umstand, daß es am folgenden Tag Sonntag war, ließ mich dringend wünschen, bis am folgenden Morgen in Guledgudd zu seyn. Wir nahmen deßhalb nur ein Abendessen ein, das einer der englischen Freunde die Güte hatte, uns ins Reise-Bangalow zu schicken, und brachen Nachts 12 Uhr wiederum auf. War mir aber der Tag vorher lange geworden, so wurde es diese nächtliche Tour nicht minder. Das Land auf der Strecke von Kaladgi bis Guledgudd bietet zwar weit mehr Abwechslung dar, als auf dem Weg von Belgaum nach Kaladgi, weil öfters rechts und links vom Wege Hügelketten mit Felsen und Burgtrümmern aus der Zeit der Mahrattenkriege sichtbar werden; dagegen wurde auch die Straße, wenn man einen schlechten ungebahnten Fußpfad so nennen darf, in diesen Steinregionen immer schlimmer, die Träger immer mehr ermüdet, das Verlangen am Ziel unserer ziemlich reizlosen und doch Meilen langen Wanderung zu seyn, immer größer. Zuletzt zogen wir wieder mehrere Stunden am Fuße eines namhaften Hügelzugs hin, der uns links zur Seite lag. Er war kahl und mit sonnverbranntem Felsgetrümmer bedeckt, insofern nicht eben rei-

zend anzuschauen, doch spannten die einzelnen Thaleinschnitte und Felsvorsprünge, durch welche er uns beständig anzog und abstieß, die Aufmerksamkeit stets von Neuem. Endlich erreichten wir seine Südspitze in der Nähe eines Flusses, der in der Mitte zwischen Gutpurba und Malpurba von Westen nach Osten fließt, bei Hanumaniri entspringt und bei Mulur in den Malpurba fällt, dessen Name aber mir unbekannt ist. Um diese Bergspitze herum wandten wir uns nun mit Einem Mal. Statt daß wir wie bisher von Nordwest nach Südost gezogen waren, schlugen wir jetzt plötzlich die Richtung gegen Nordost ein. Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde lag Guledgudd vor uns.

4. Die Station Guledgudd.

Guledgudd liegt, wie bereits bemerkt, zwischen dem Gutpurba- und Malpurba-Fluß, ungefähr in der Mitte zwischen Bagelkot im Norden und Badami im Süden, aber um einige Stunden östlicher als diese beiden Städte, in einem Thal, das von dem bereits genannten Flusse durchschnitten wird, auf beiden Seiten von einem etwa 400 Fuß über die Thalsohle emporsteigenden Höhenzug begrenzt ist, und sehr leise gegen Osten abfällt. Das Thal ist etwa eine halbe Stunde breit. Der Fluß, der um die Zeit meines Besuchs so seicht war, daß er auf großen Steinblöcken überschritten werden konnte, wird im Monsun zum bedeutenden Gewässer und überschwemmt seine Umgebungen. Die Berge sind unbebaut, fast kahl und mit Felsblöcken übersäet. Die Sonnenstrahlen brechen sich daher gewaltig an ihnen. Darum ist es in der trockenen Jahreszeit außerordentlich heiß in diesem Thal, das wegen seiner Neigung gegen Osten ohnedieß nur noch in den höheren Luftschichten vom kühlenden Westwind bestrichen werden kann. Die Stadt selbst liegt auf der linken Seite des Flusses hinter jenem Bergvorsprung, um welchen die Straße draußen vor der Stadt sich herumgewendet hatte, an einer Stelle, wo der Fluß in einem Bogen sich ganz nahe an den nördlichen Höhenzug herandrängt. Sie ist von einigen Tausend, ich

denke etwa 4000, Menschen bewohnt, die meistens Lingaiten sind. Der Ort ist sehr gewerbsam, die Einwohner sind zu einem großen Theil Baumwollen- und Seidenweber, von denen Einzelne das Geschäft sogar im Großen betreiben. Ebendaher sind dieselben gebildeter und wohlhabender, oder wenigstens eher in der Lage etwas zu verdienen, als dieß an andern Orten der Fall ist. Der englische Einfluß ist hier kaum spürbar. Selten betritt ein Europäer diese Gegend. Das Collectorat (Belgaum) ist auf dem nächsten Weg 30 Stunden entfernt. Deßwegen hat das Volk den Fremden gegenüber noch weit mehr Selbstgefühl, den Einheimischen gegenüber noch weit mehr Neigung zu Gewaltthätigkeiten. Raufereien, Räubereien und Mordthaten kommen nicht selten vor.

Kömmt man, wie wir, vom Westen her, so eröffnet sich einem gleich beim Eintritt in die Stadt der Bazaar, der ein großes längliches Viereck bildet, das zuerst von Westen nach Osten oder vom Hügel gegen den Fluß hin sanft abfällt, nachher aber wieder unmerklich ansteigt. An der schmalen Westseite dieses Marktplatzes, links von der Straße liegen noch die Ruinen eines königlichen Palastes, der einmal stolz auf die Buden der Krämer hinabgeschaut haben wird. Jetzt ist der Raja sehr verschuldet und wohnt nicht mehr hier, hat aber noch Häuser und Güter da. Die beiden längeren Seiten des Platzes schließen zwei Reihen steinerner Häuser ein, die bisweilen zweistöckig und meist sehr geräumig sind. Gegen Osten läuft der Bazaar in eine längere, aber schmale Straße aus, die, da sie auf einzelnen je und je wiederkehrenden Stufen sich erhebt, selten oder gar nicht befahren zu werden scheint. Ich habe keinen kleineren Ort in Indien gesehen, welcher eine gleiche Betriebsamkeit verrathen und nach einer einsamen Tour mich durch seine Lebendigkeit so angesprochen hätte, wie Guledgudd. Als wir an des Raja's Palast vorbei den kleinen Hügel herabkamen, war vor den Buden Alles in Bewegung, und auch als wir in die schmale Gasse am Ende des Bazaars einmündeten, konnten wir noch Schritt für Schritt die Spu-

ren des regen Gewerbfleißes wahrnehmen, der Guledgudd auszeichnet.

Da ich wußte, daß die Mission noch kein Eigenthum an diesem Ort besitzt, war ich begierig, die Herberge kennen zu lernen, welche Miss. Kies inzwischen gefunden habe. Wir sollten bald in derselben unsern Einzug halten. Einige hundert Schritte vom Bazaar in der schon gemeldeten engen Straße kamen wir linker Hand an einem massiv aus Quadern aufgeführten Gemäuer vorüber, ohne Fenster und Thüre, einstöckig, etwa 25 Fuß lang; ich wußte nicht, was es seyn sollte, eine Hofmauer oder ein Haus. Daran stieß ein niedriges Mäuerchen, worüber man mit uns hineinstieg. Nun waren wir in einem kleinen Höflein. In diesem war an einer Mauer eine Strohhütte, die als Pferdestall diente. Außerdem war da und dort ein Quaderstein zu sehen, den der Maurer schien liegen gelassen zu haben. Die Mauer aber, die wir gesehen, war, wie man nun erkennen konnte, die Seitenwand einer kleinen massiv aus Steinen gebauten Halle, von etwa 25 Fuß Breite und 15 Fuß Höhe. Der Sockel derselben betrug etwa 5 Fuß; auf ihm erhoben sich an der einzigen offenen Seite, gegen den kleinen Hof, drei oder vier Steinsäulen, etwa 8 Fuß hoch; auf diesen ruhte ein massives plattes Dach aus ungeheuern Steinplatten. Alles war in einfachem, schmucklosem Stil und neugebaut, ja, wie es schien, noch nicht vollendet; denn es führte nirgends eine Treppe zur Halle hinauf. Wäre nun die Halle offen gewesen, und man hätte da ein Häuflein Hindu's um den Missionar her sitzen sehen, so wäre man im Klaren gewesen über die Bedeutung des Orts. In diesem Augenblick aber war die offene Seite der Halle mit Tüchern verhängt und mußte man erst über einige zur proviforischen Treppe dienende Werksteine hinwegklettern, ehe man klar darüber wurde, was das Alles bedeuten solle, was man sah. Stieg man nun aber die unförmliche Treppe hinauf, so betrat man eine leere Halle, etwa 10 Fuß breit, welche abermals theilweise durch ein Tuch von dem inneren Raum abgeschlossen war. Hinter diesem zweiten Vorhang stand

ein Bett, ein Tischchen, ein Stuhl und ein Koffer. Da saß Miss. Kies, um ihn her die kleine Gemeinde auf dem Boden, die Sonntagspredigt zu hören. Noch weiter hinten war eine kleine finstere Nische, die als Küche diente. Solcher Art war die Herberge, welche unser Missionar gefunden hatte. Die Halle war ein unvollendeter noch nicht geweihter Götzentempel, dessen Vollendung die Uneinigkeit der Erbauer und der Mangel an Geld bisher verhindert hatte. Der Götze, der das Haus bewohnen sollte, lag indessen auf dem Düngerhaufen. An der Stelle, wo er thronen sollte, wurde jetzt gekocht und sogar geschlachtet, trotzdem daß Blutvergießen dem Hindu der größte Gräuel ist. Die äußere Halle diente dem Katechisten Christian und seiner Frau, einem im Alter bereits vorgerückten Paar, als Wohnung und Schlafstätte und zugleich als Empfangszimmer für die heidnischen Besucher; der innere Raum als Wohnung für den Missionar und als Versammlungsort für die Gemeinde. Diese Tempelhalle war das einzige Plätzchen in der ganzen Stadt, das dem Missionar eingeräumt wurde, das man ihm aber immer von Neuem streitig machte, und das er verlassen mußte, sobald die Eigenthümer desselben ihn vertreiben wollten; in der That eine so armselige Wohnung, wie diejenigen, welche die Missionare so gerne der Vornehmthuerei und der Liebe zum weichlichen und bequemen Leben anklagen, sie noch nie gesehen haben, und sie sich schwerlich für ein ganzes Jahr gefallen ließen. Als wir eintraten, begrüßten wir zuerst unsern geliebten Mitarbeiter und die schwarzen Brüder und Schwestern, dann setzten wir uns und warteten das Ende des Gottesdienstes ab. Ich hatte also gleich bei unserer Ankunft volle Gelegenheit, alle die zur Station gehörigen Personen eine Weile in der Stille zu beobachten.

Meine Blicke richteten sich natürlich zuerst auf den Missionar, dessen Charakteristik ich deßwegen auch zuerst hier einfüge. Derselbe ist Johann Gottlieb Kies, geboren den 25. Febr. 1821 zu Schorndorf im Königreich Württemberg. Er ist der Sohn eines begüterten Weingärtners. Schon in seinen Knabenjahren regte sich, wie er sich in sei-

nem Lebenslauf ausdrückt, etwas in seinem Innern, was ihn hinderte, die Belustigungen anderer Knaben so rückhaltslos mitzumachen, als er seiner natürlichen Art nach zu thun versucht war. Dennoch faßte er das, was ihm in der Schule und Kirche von religiöser Nahrung dargeboten wurde, nur dem Buchstaben nach und mit dem Kopfe auf, Herzenssache wurde ihm das Christenthum noch nicht. Auch von seiner Confirmation berichtet er, daß sie ganz ohne Segen für sein Herz vorübergegangen sey. Sein Wunsch war, sich dem Schulstande zu widmen, weil ihm der Weingärtnerberuf zu gering erschien; allein der Vater bestimmte ihn demungeachtet zu diesem Geschäft, und der Sohn erkannte darin später eine gütige Führung des HErrn, der ihn auf diese Weise vor vielen Versuchungen bewahrte. Im Jahr 1835 wurde er von seiner Mutter und einigen Kameraden aufgefordert, die Privatversammlungen zu besuchen. In diesen wurde er erweckt. Insbesondere machte eine dort vorgelesene Predigt Krummacher's über 2. Mose 12, 13. einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. „Durch diese verklärte ihm der Heil. Geist (es sind dieß seine eigenen Worte) den Opfertod Christi als des rechten Osterlammes," lehrte ihn darin die Genugthuung für seine Sünde erkennen, erfassen und glauben. Nun fand er Vergebung und Frieden mit Gott; seine Seele war voll Lobes und Dankes, und in diesem seligen Gefühl der Begnadigung bedauerte er, nicht alsbald den Heiden verkündigen zu dürfen, wovon sein Herz voll war. Wie viele junge Christen gründete er seine Glaubenszuversicht nun aber auf das Gefühl. Daher kam es, daß ihm alles Erfahrene wieder für eine Zeitlang zweifelhaft, ja das Wort Gottes selbst verdächtig wurde und als menschliche Erfindung erschien. Da er aber doch das Wort Gottes und die Gemeinschaft der Gläubigen nicht verließ und anhielt im Gebet, wurde ihm nach einiger Zeit das Geheimniß des Glaubens erst wahrhaftig aufgeschlossen, daß er nicht um seiner Werke willen gerecht werde, sondern um deß willen, der für ihn gestorben und auferstanden sey. „Nun glaubte er auf das Wort des HErrn hin, Vernunft,

Teufel und Welt zum Trutz." Die Frucht dieser Gnadenerfahrung war das Wiedererwachen des Missionstriebs und der bestimmte Entschluß, dem Ruf des HErrn zu folgen, der ihm klar und bestimmt aus dem Worte Gottes und der Geschichte der Mission entgegentönte. Anders als er dachte sein Vater. Längere Zeit verweigerte dieser seine Einwilligung. Im Frühjahr 1840 aber gab auch dieser endlich aus freiem Antrieb seine Zustimmung. Sofort meldete er sich mit großer Zuversicht und Freudigkeit am 19. Mai 1840 in die Missionsanstalt zu Basel, und die Folge dieses Schrittes war seine Aufnahme in dieselbe im Sommer genannten Jahres. Im Jahr 1845 wurde er dann von der Committee unserer Gesellschaft, nachdem sie von dem Plan, ihn für das Schulwesen weiter ausbilden zu lassen, zurückgekommen war, nach Indien ausgesandt, und ihm die Station Bettigeri als Wirkungskreis angewiesen, von welcher aus die Gemeinde in Guledgudd vorzüglich durch seinen Dienst gegründet wurde. Miss. Kies ist eine große und kräftige, obwohl nicht gedrungene Gestalt. Sein Gesicht in den obern Partieen breit und rund, wird in den untern wegen des Zurücktretens der untern Backenknochen etwas mehr spitzig. Die Züge ebenmäßig, lebendig, und obgleich nicht scharf markirt, doch bestimmt, deuten auf mehr als gewöhnliche Geisteskraft, Mannigfaltigkeit der Begabung und große Selbstständigkeit des Charakters. Blick, Haltung und Bewegung scheinen mir dagegen mehr auf theoretisches als praktisches Talent hinzuweisen; denn es spricht sich in denselben, wie ich zu bemerken glaubte, weniger die durchsetzende Kraft und Energie des Cholerikers, als die zähe Beharrlichkeit des Melancholikers aus; mehr reiche Erfindungsgabe und Neigung zur sinnenden Berechnung, als durchdringender Verstand und entschlossene Gewandtheit. In der Wirklichkeit nahm ich an Miss. Kies nicht bloß ein sehr reges wissenschaftliches Interesse wahr, sondern auch sehr schöne positive Kenntnisse in verschiedenen Gebieten des Wissens, namentlich solchen, welche sich auf die indischen Missionsgebiete beziehen. Ebenso konnte ich seinen Eifer, seine unermüdliche Thätigkeit und,

ich muß sagen, sein Geschick als Prediger, Seelsorger und Berather seiner Gemeinde nicht verkennen; dagegen glaubte ich zu bemerken, daß ihm auf diesen praktischen Gebieten die Uebermacht seiner Phantasie oder eine etwas spiritualistische Geistesrichtung bisweilen hindernd in den Weg trete, weil mir diese eine Vorliebe für Speculation und Mystik und eine gewisse Neigung zu weitgreifenden Planen zu erzeugen schien, welche öfters ein wenig über der Erde zu schweben und die factische Wirklichkeit mit ihren realen Bedürfnissen und gemessenen Möglichkeiten etwas zu wenig zu berücksichtigen in Gefahr kommt. Das Benehmen meines Freundes fand ich immer gewinnend und freundlich, öfters kräftig und frei, aber zuweilen mehr klug und besonnen als vertrauensvoll offen. Seine Rede ist eingehend und anregend, obgleich nicht eigentlich durchdringend und mächtig. Natürlich ist aber die Eigenthümlichkeit seiner natürlichen Anlage, wie ich sie im Bisherigen zu schildern suchte, durch die Einflüsse des göttlichen Geistes und die mannigfaltigsten Lebenserfahrungen bereits mannigfach modificirt. Sein religiöses Leben halte ich für entschieden gesund und gediegen. Ich glaubte zwar jene starke Betonung der christlichen Erkenntniß, die auf dem Wege der Belehrung zu Stande zu bringen unternimmt, was ein königliches Privilegium der unmittelbar und wunderbar wirkenden Gnade ist, verbunden mit einer zu weit gehenden Zurückhaltung in der Darbietung der Gnadenmittel der Taufe und des Abendmahls auch bei ihm je und je hervortreten zu sehen; dagegen konnte ich auch bemerken, wie er dieser Versuchung zum Theoreticismus und zur Gesetzlichkeit immer wieder kräftig sich entringt und zur freien Gnade Gottes in Christo Jesu und zum Panier des Kreuzes stets entschiedener zurückkehrt.

Die Christengemeinde in Guledgudd besteht zum großen Theil aus ehemaligen Nudileuten, d. h. Anhängern des Guru-Nudi (Lehrer Ausspruchs), der den Sohn eines Krämers zu Hampi*) der um 1550—1600 n. Ch. lebte, zum

*) An der Stelle des ehemaligen Vizayanagar's am Tungabhadra, 18 Stunden von Guledgudd gelegen.

Verfasser haben soll. Der Ursprung dieses eigenthümlichen Systems der Philosophie und Religion fällt also in jene merkwürdige Zeit, in welcher das ganze Hochland des Dekan in Folge der Eroberungszüge der Turkomanen einerseits und der Portugiesen andererseits eine große Umgestaltung seiner politischen Verhältnisse erfuhr. Damals wurden in einem mehr als 100jährigen Kampfe die fünf aus dem Reich der Bahmuny (der afghanischen Muhammedaner) entstandenen muhammedanischen Königreiche: Berar, Bidschapur, Golkonda, Ahmednagar und Bidar der Turkomanendynastie, deren Stifter Baber, deren berühmtester Sprößling Akbar der Große war, unterthan 1556—1690. Die Karnataka-Könige wurden von ihren Nachbarn hart bedrängt, ihre Hauptstadt Vizayanagar 1564 gedemüthigt, ihre Besitzung Goa in Konkana ihnen von den Portugiesen 1510 entrissen. Den Bewohnern des Landes schien deßhalb alles aus den Fugen zu gehen, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie sich dachten, es müssen mit den politischen Umwälzungen Hand in Hand auch große Veränderungen auf religiösem Gebiet erfolgen. Diese Erregung der Gemüther aber scheint die Quelle der vielen und mannigfaltigen Kalaguana's (Prophezeiungen) zu seyn, welche noch jetzt im Munde der Südmahratten, namentlich der Lingaiten fortleben, und ebenso auch das Auftreten des Stifters der Nudi-Secte veranlaßt zu haben. Er ist nach der Tradition, welche das Nudi selbst bestätigt, wie gesagt, der Sohn eines Krämers in Hampi, durchzog das Land mit der Predigt des neuen Wegs „der Kastenlosen" und des „Einen Gottes" und ließ sich endlich mit einigen seiner Jünger an der Stelle des heutigen Kodikalla,*) wo noch jetzt das Haupt der Secte seinen Sitz hat, in einer Wildniß nieder, wo er innerhalb 21 Jahren unter dem Schirm eines überhängenden Granitblocks das Guru-Nudi geschrieben haben soll. Anders freilich erzählt die ausschmückende Hindusage seine Geschichte. Nach ihr soll das Nudi, 196,000 Reden enthaltend, auf einem vor Bizala

*) Kodikalla (Schirmstein) 3 Stunden nördlich vom Krischna auf der Grenze zwischen dem Companygebiet und dem Nizamland.

Raja in Kaljana vom Himmel gefallenen, 22 Ellen langen und 7 Ellen breiten Stein in 11 verschiedenen geheimen Schriftarten geschrieben gewesen seyn, und der Verfasser nur einen Wachsabdruck von dem Stein auf einer Rolle nach Kodikalla gebracht haben. Der Nudilehrer selbst aber wird in ihrem Munde zur zweiten Incarnation Basawa's, die dieser bei seinem Verschwinden in einer Höhle auf das 770ste Jahr nach seinem Hingang geweissagt haben soll, ohne Zweifel, weil es den Zwecken des Nudilehrers diente, die uns bereits bekannte Weissagung von der Wiederkehr Tschanna Basawa's behufs der Vollendung des Lingaitismus, auf sich zu deuten und dann Tschanna Basawa 490 Jahre nach der Verkündigung des Nudi behufs der Bekehrung der ganzen Welt zum Guru-Nudi zum letzten Mal erscheinen zu lassen.

Das System des Nudi ist ein durch einige Ideen muhammedanischen und in letzter Beziehung christlichen Ursprungs modificirter Pantheismus, der jedoch nicht in wissenschaftlicher Form und in der gewöhnlichen Sprache der Philosophen, sondern als Geheimlehre in einer mysteriösen Sprache vorgetragen wird, die dadurch entsteht, daß den unter den Lingaiten gangbaren Namen und Begriffsbezeichnungen eigenthümliche Bedeutungen als zweiter Wortsinn beigelegt wird, und so das eigentliche Philosophem hinter einem scheinbar tieferen Schriftsinn versteckt gehalten wird.*) Einen Hauptgegenstand der Abhandlungen bilden die Beziehungen des höchsten Geistes, der Weltseele, zur Materie, und die Antwort auf die Frage, wie bei der Entstehung eines Menschen Geist und Seele sich mit dem Körper vereinigen und aus diesen Dreien Eines werde; wie sich sodann in dieser

*) So sind die Namen Guru, Linga, Dschangama, Basawa, Tschanna Basawa, Sangama oder Schiwa an manchen Stellen des Nudi nichts anderes als mystische Bezeichnungen für Leib, Seele und Geist, während sie an anderen Orten die gewöhnliche historische Bedeutung haben. Ebenso bezeichnet das Wort „Türke" das eine Mal einfach einen Muselmann, das andere Mal den Nudi-Jünger, der keine Kaste aber den Einen Gott kennt.

Einheit die Drei zu einander verhalten und insbesondere wie von der ersten Bildung des Menschen an bis zu seinem Tode das Wesen, d. h. der Geist, im schwarzen Punkt des Auges seinen Sitz habe, — ich sage, die Antwort auf diese Frage ist das eigentliche Mysterium des Rudi. Kenntniß dieses Mysteriums ist das Höchste, ja die Eine unerläßliche Bedingung des Antheils an der Auferstehung und am Paradies. Die Antwort auf jene Frage aber enthält der Fundamentalsatz des Rudi: „In Allem und in Allen Ein Wesen, Ein Gott."

Aus diesem Fundamentalsatz ergaben sich für das practische Leben sehr gewichtige Folgerungen, die im Zeitalter des Stifters zwar nicht mehr neu waren, aber so lange immer neue Vermittelungen mit den herrschenden Religionssystemen Indiens hervorrufen müssen, als diese noch irgend eine Macht über die Geister und Herzen der Hindu's ausüben. So wird denn im Rudi von jenem Fundamentalsatz aus gegen Kaste und Form-Anbetung, besonders den Stein-Lingadienst, argumentirt, während auf reinere Moralität, d. h. auf eigentliche Reinheit des Lebens, wie sie vom Heiden selbst die Stimme des Gewissens fordert, nur zu wenig gedrungen wird. Ebenso bildet dieser Fundamentalsatz offenbar den Ausgangspunkt und den Hauptinhalt der vielen Prophezeiungen, welche das Rudi verkündet. Das jetzige Unwesen der Kastenunterschiede und Steinanbetung wird noch ein Ende nehmen und die Erkenntniß des Einen Wesens in Allen als die wahre Religion den Sieg davon tragen auf der ganzen Erde: dieß ist der Grundgedanke aller dieser Weissagungen, der seinen Zusammenhang mit jenem Fundamentalsatz nicht verleugnen kann; wenn auch das Gewand, in dem er auftritt, sehr verschieden gestaltet ist, und seine Farben und Töne bald dem reichen Vorrath der politischen Geschichte jener Zeit, bald dem Sagenkreis des Lingaitismus, ja endlich sogar den im Muhammedanismus und im Katholicismus der Portugiesen freilich sehr getrübten Quellen der biblischen Offenbarung entnimmt. Das Gemälde, welches die Prophezeiungen des Guru-Rudi von

der Zukunft entworfen ist, kurz zusammengefaßt, folgendes: Die Türken überziehen und verheeren noch das ganze Land. Hungersnoth und Elend aller Art sind ihr Geleite. Durch sie straft der Guru die Kastenknechte und Götzendiener. Bei Hampi sammeln sich die drei Hauptfürsten der Hindu's des Dekan. In der entscheidenden Völkerschlacht soll das Blut den Pferden über den Huf gehen. Die Fürsten werden ganz und gar vernichtet werden. Darnach werden die Türken bis an den Brückendamm im Süden (Rameschwara) vordringen. Alsdann aber wird sie der Gurufürst*) durch seine Knechte, die Südlichen (von den Nudileuten auf die Engländer gedeutet, dem Verfasser vielleicht die im Süden und Südwesten eindringenden Portugiesen) wieder zurücktreiben bis Hampi. Dort kommt er sodann selbst auf einem weißen Elephanten vom Himmel und treibt die vom Norden gekommenen Riesen (die Türken) zurück bis Delhi, jedoch ohne als der erkannt zu werden, der er ist. Erst dann, wenn er alle Widerspenstigen aufs Haupt geschlagen und vernichtet haben wird, wird er von Allen erkannt und öffentlich ausgerufen werden als Wira Wasawanta Raja, d. h. mächtiger Frühlingsfürst. Viele der überwundenen Feinde beten an, erhalten Vergebung und Einweihung und werden Verehrer. Mit ihnen und den aus der Zerstreuung sich sammelnden Nudijüngern zieht er darauf triumphirend nach Süden; die bis dahin gestorbenen Verehrer werden auferweckt und ihre Fleischleiber mit denen der noch Lebenden durch die Kraft seiner Segensspruchs-Einweihung (Mantra Dicscha) in Mantra-Leiber verwandelt. In Dewa-Durga (auf einer Berginsel im Krischna unweit Kodikalla's) schlägt er sodann seine Residenz auf, die sich im umliegenden Lande nach allen Seiten 12 Stunden ausdehnen wird, während die ganze Erde ein Paradies (wörtlich: Erdhimmel) werden und in demselben die Verehrer in Erkenntniß des höchsten Wesens ewige Glückseligkeit genießen sollen.

---

*) Tschanna Basawa nämlich.

Höchst interessant und auffallend in diesen Prophezeiungen ist die Zahl 1260. So viele Jahre nämlich soll die Herrschaft der Muhammedaner dauern; dann wird der vom Himmel kommende Guru ihr ein Ende machen; was um so merkwürdiger ist, weil diese Zahl in den sonstigen Zeitbestimmungen der Hindu's nicht vorkommt, wohl aber in den Sagen der Muhammedaner eine Rolle spielt und unwillkürlich an die 1260 Tage der Offenbarung Johannes erinnert (cf. 12, 6.).

Nicht minder überraschend ist die Erwartung einer Auferstehung und Verwandlung der Leiber. Dieselbe ist zwar nur unbestimmt angedeutet und soll nur den Verehrern nach gänzlicher Vernichtung der Andern zu Theil werden; dagegen ist diese Lehre dem vom Pantheismus so völlig durchdrungenen Hindu so total fremd, daß sie gerade den Hauptdifferenzpunkt zwischen den Wedantisten, welche behaupten, nur das Leben (d. h. der Geist) erlange Seligkeit, und den Rudi-Jüngern bildet, welche lehren, daß auch der Leib an der Seligkeit Theil habe.

Diese Lehre ist es auch, welche die Rudileute schon vor 14 Jahren auf unsere Missionsschriften aufmerksam machte, und unsern Missionaren immer einen erwünschten Ausgangspunkt bei ihrem Zusammentreffen mit den Rudijüngern darbot und einen oft sehr gesegneten Eingang bei ihnen verschaffte. Weil sie aus dem Munde der Missionare die Predigt von der Auferstehung des Leibes vernahmen, erblickten Manche unter ihnen in denselben die Knechte, welche nach ihren Weissagungen vor dem Einbruch der letzten Gerichte dem kommenden Guru vorangehen und ihm durch die Verbreitung der wahren Gotteserkenntniß den Weg bereiten sollen. Deßhalb bemerkten auch diejenigen unter ihnen, welche wirklich gläubig wurden an das Evangelium, gewöhnlich im Anfang nicht sogleich den himmelweiten Unterschied zwischen der Lehre Christi und dem Guru-Rudi; es fiel ihnen vielmehr beides Anfangs zusammen; sie vermengten und verwechselten beides; jemehr sich dann aber die Kraft Gottes an ihrem Gewissen bezeugte, um so klarer und

entschiedener kam ihnen allmählig der Gegensatz des Evangeliums gegen den Pantheismus des Nudi und das Ungenügende und Unwahre des Letztern zum Bewußtseyn.

Dieß ist die Geschichte der Nudisecte, welcher der bei weitem größere Theil der Guledgudd-Christen angehörte, und der eigenthümliche Weg, auf dem sie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangten. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug bei meinem Besuch in Guledgudd 14 Seelen. Dazu kamen noch 3 Katechumenen. Zwei waren schon länger getauft, 12 hatten am 29. Juni 1851 die Taufe empfangen, waren aber bei der Visitation der Station im December 1851 noch nicht zum Abendmahl zugelassen worden. Miss. Kies fürchtete voreilig zu handeln, wenn er Alle zum Tische des HErrn gehen lasse ohne eine längere Vorbereitung, um so mehr, als er wegen des Tumults, der bei ihrem Uebertritt ausbrach, mit der Taufe geeilt, und den Taufunterricht abgekürzt hatte. Nichtsdestoweniger war dieser lange Aufschub nach meiner innigsten Ueberzeugung unberechtigt und gewagt, worauf ich Missionar Kies aufmerksam zu machen nicht ermangelte.

Die hervorragendsten Persönlichkeiten unter dem Christenhäuflein waren der Katechist Christian Sudschi und der Seideweber Petrus, früher Siddharama. Der Erstere ist der Erstling der Gemeinde. Er war früher Lingaiten-Priester und wurde dann Nudijünger; die Schlechtigkeit seines Meisters aber, vor der ihm graute, trieb ihn immer weiter im Suchen nach Wahrheit, bis er endlich bei den Missionaren in Bettigeri das fand, was er bedurfte. Im Jahr 1848 wurde er getauft; seither erwies er sich mannigfach brauchbar für das Missionswerk unter den Lingaiten und Nudileuten. Sein Aeußeres ist nicht gerade anziehend, wie er denn auch bereits ein älterer Mann ist; in seinem Benehmen ist er sehr zurückhaltend, so daß, wer ihn nicht kennt, ihn für einen schlauen und hinterlistigen Hindu halten könnte. Die Erfahrung hat aber bewiesen, daß er, obgleich allerdings in allen Schlichen der Weisen seines Volkes wohl bewandert und eben deßwegen sehr klug und vorsichtig im Um-

gang mit Menschen, nichtsdestoweniger ein reeller, praktischer Christ ist. Petrus, ein Mann von 55 Jahren, machte sich gleich auf den ersten Blick als ein ganz besonders begabter und kräftiger Geist kenntlich. Obwohl arm und wie die andern Christen nicht einmal eigentlich ein selbstständig arbeitender, sondern ein um Lohn webender Meister, mußte er doch auf jedermänniglich den Eindruck eines charaktervollen, tiefdenkenden und energischen Mannes, dazu jetzt den Eindruck eines entschieden gläubig gewordenen und mit raschen Schritten dem Ziel entgegeneilenden Christen machen. War schon seine Gestalt, seine Haltung und sein Gesicht das Bedeutendste, das ich unter den ältern Gliedern unserer Christen-Gemeinden in Indien gesehen habe, so war ich bei längerem Gespräch darüber erstaunt, daß ein Mann von seinem Stand und seiner Bildungsstufe über religionsphilosophische Fragen der schwierigsten Art mit solchem Interesse und Scharfsinn und mit dieser dialektischen Fertigkeit zu reden vermochte. Auch die übrigen Gemeindeglieder unterschieden sich in vielen Beziehungen sehr bestimmt nicht bloß von denen unserer andern Oberländer-Stationen, sondern auch von denen der Unterländer-Stationen. Obwohl auch geringe Leute, wie unsere Tulu-Christen, waren sie doch aufgeweckter, geistig regsamere, denkendere Leute von Hause aus, und obwohl auch Weber und frühere Lingaiten, wie die Hublileute, waren sie doch noch charaktervollere, kräftigere Leute als diese; beides ohne Zweifel, weil sie ältere, erfahrungsreichere Männer waren; doch zugleich auch deßwegen, weil die meisten unter ihnen schon durch die Schule mehrerer Religionssysteme hindurchgegangen und erst nach langen und schweren Kämpfen unter dem Kreuz Christi angekommen waren.

Demungeachtet waren auch diese Guledgudd-Christen in praktisch christlichen Lebensfragen noch Kinder, die der fortgesetzten Handreichung stets bedurften. Die Ordnung ihrer ehelichen und häuslichen Verhältnisse, die Einleitung in ein tieferes Gemeinschaftsleben, die Gewinnung einer neuen bürgerlichen Existenz, ja die rechte gesunde Schriftbetrachtung sogar waren Aufgaben, deren Lösung sie ohne den Missionar noch

nicht gewachsen waren. Alle diese Punkte kamen natürlich zwischen mir und Miss. Kies zur Sprache und gaben Stoff zu mannigfacher Ueberlegung und Berathung, nicht bloß für die wenigen Stunden meines Aufenthalts in Guledgudd, sondern für Wochen, Monate und Jahre.

Nach dem Gottesdienst wurden Grüße und Aufträge bestellt, mit den Gemeindegliedern geredet, über Basel und Württemberg und dieß und jenes ein wenig geplaudert und zu Mittag gegessen, wobei der ehemalige Lingaitenpriester und jetzige Katechist das Essen auftrug, das sein Weib Maria zubereitet hatte. Nachmittags wurde abermals eine gottesdienstliche Versammlung gehalten, wobei nun auch alle die halbwegs dem Evangelium Geneigten und viele Heiden erschienen, so daß der Tempelraum voll war und Einzelne noch im Hof Platz zu nehmen genöthigt waren. Auch wir Fremde redeten zu den Versammelten; ich bin aber nicht mehr im Stande, die Texte und die Themen der verschiedenen Reden und Ansprachen mitzutheilen. Nur dessen erinnere ich mich genau, daß die Versammlung außerordentlich gespannt und aufmerksam war, die Heiden sichtbar einen tiefen, wenn auch nicht immer freundlichen, Eindruck mit sich hinwegtrugen und ich die bestimmte und feste Ueberzeugung gewann, der HErr habe in dieser Stadt ein Werk begonnen, das Er nicht lassen werde. Dieselbe Zuversicht sprachen auch die Guledgudd-Christen aus; ja sie redeten von etwa 40 Personen, welche im Geheimen wünschen, wenn auch nicht fest entschlossen seyen, Christen zu werden. Daß diese Zahl jedoch viel zu hoch greife, war ich zum Voraus überzeugt und die Folgezeit hat meine damals ausgesprochenen Warnungen vor gar zu hochfliegenden Erwartungen und gar zu glänzenden Hoffnungen klar und deutlich gerechtfertigt. An demselben Tag machten wir einen Spaziergang auf die im Süden das Thal begrenzende und der Stadt gerade gegenüber liegende Hügelkette. Wir setzten über den Fluß und erkletterten die Höhe über Stock und Stein wegsetzend. Oben setzten wir uns und schauten in das Thal hinab, das in Bezug auf Lieblichkeit und Anmuth zwar weder den südlichen Thälern unserer deutschen Heimath, noch

den Palmengärten von Taulava und Malabar gleichkommt, aber nichtsdestoweniger einen interessanten Anblick gewährte. Dieser Gang wird mir unvergeßlich bleiben; nicht wegen der Aussicht in das Thal hinab, sondern wegen einer sehr wichtigen Einsicht, die wir, Miss. Kies und ich, auf demselben gewannen. Er gab Veranlassung zur ersten tiefer gehenden Begegnung des Missionars und seines Visitators. Als wir nämlich oben auf dem Hügel standen und da hinabschauten auf die Felder im Thal, zeigte mir Miss. Kies ein großes schönes Stück Landes, das dem verschuldeten Raja gehören und feil seyn sollte, indem er zugleich begann, verschiedene Missionsplane, die sich in seinen Gedanken an diese Besitzung knüpften, mir darzulegen. Er gedachte nämlich nicht bloß die feste Niederlassung eines Missionars in Guledgudd zu beantragen, sondern auch die Verpflanzung des Miss. Leonberger's von Malasamudra nach Guledgudd und die Stationirung desselben neben ihm in dieser Stadt. Miss. Leonberger als gewandter Oekonom sollte dann jenes schöne Feld umtreiben, verschiedene einträgliche Artikel, wie z. B. Indigo, darauf pflanzen, und auf diese Weise der neuentstehenden Christengemeinde zu einer selbstständigen Existenz verhelfen. Ich hörte die Auseinandersetzung an, nur je und je eine Frage, einen Zweifel dazwischen werfend. Als aber Miss. Kies fertig war, stellte ich ihm einerseits die Ungewißheit des Ganges der Dinge in Guledgudd selbst und die mir bereits aus mehrfacher Erfahrung bekannte Unsicherheit des Gelingens solcher Pflanzergeschäfte, andererseits die Unmöglichkeit Malasamudra um solcher Plane willen ohne Weiteres aufzugeben, in sehr bestimmter Weise vor. Ohne Zweifel hatte er sich darauf gefaßt gehalten, daß seine Plane durch meine Entscheidung einigermaßen modificirt werden werden; nun waren aber unsere Ansichten und Gedanken so weit auseinander, daß er es im ersten Moment gar nicht fassen konnte. Er hatte den Faden des entwickelten Plans irgendwo einmal angeknüpft und in seiner Einsamkeit wahrscheinlich Monate lang fortgesponnen, ohne daß auch nur Eine Person ihn kritisch beleuchtet hätte. So hatte der Plan sich

in Phantasie, Kopf und Herz festgesetzt, war mit der ganzen Anschauung unserer Mission und dem Werk in Guledgudd verwachsen, und nun stand auf einmal ein älterer Mann, der Bevollmächtigte der Heimath da, und wollte diese Plane unausführbar, ja nicht einmal zweckmäßig und ersprießlich finden. Wie so oft in der Mission standen auch hier die Ansichten des Missionars und die Ansichten der Committee, welche ich vertrat, sehr entschieden einander gegenüber. Der Missionar sah, was er glauben, hoffen, täglich erflehen mußte, wenn er ein rechter Missionar seyn wollte, bereits gekommen. Ich, der ich die Sache zu verantworten hatte, wenn wir etwas Ungeschicktes thaten, gedachte daran, wie bei der Errichtung der Station Malasamudra, Bettigeri und anderer gerade eben so schöne und lebendige Erwartungen gehegt wurden, die aber nicht in Erfüllung gingen, und war entschlossen, nur so weit zu gehen, als das bereits factisch vorliegende Bedürfniß erheische. Der Missionar durfte denken, wer kärglich säet, der erntet kärglich, und mußte möglichst viele Kräfte und Mittel für seine neu zu gründende Station in Anspruch nehmen; ich mußte das Allgemeine im Auge behalten, die Kosten des Baus überschlagen, der Beschränktheit unserer Mittel eingedenk bleiben. So waren wir aber eben weit auseinander. Ich benahm dem theuern Freund, so konnte es ihm wenigstens erscheinen, alle Freudigkeit, alle Aussichten; an die Stelle der Ermunterung und Förderung, die er von dem Besuch erwarten durfte, trat nun in Wirklichkeit, factisch, nur Lähmung, Hemmung, Entmuthigung; so konnte es ihm wenigstens der wohlbekannte Bundesgenosse seines natürlichen Menschen darstellen! Was war da natürlicher, als daß der Gedanke in der Seele des Missionars auftauchte: nun erfahre ich es, daß es Wahrheit ist, was ich so oft aus dem Mund älterer englischer und deutscher Missionare gehört habe, daß die Committeen und ihre Deputationen die Missionare oft mehr hindern als fördern und daß sie die hoffnungsvollsten Werke oft zu Grunde richten. Ob nun wirklich solche Gedanken die Seele meines Freundes durchzogen, weiß ich nicht. Thatsache ist,

daß wir stark an einander geriethen; daß Miss. Kies äußerte, wenn man so wenig Hoffnung auf Unterstützung von Seiten der Committee habe, so sey man eben genöthigt, auf eigene Faust zu handeln und nöthigenfalls die Verbindung mit der Committee daranzugeben; und daß ich meinerseits demselben bemerkte, daß wenn der Missionar die schließliche Entscheidung über das, was nothwendig und möglich sey, nicht der Committee zugestehen könne, die Verbindung desselben mit seiner Gesellschaft factisch gelöst sey, und die Entlassung desselben die unausbleibliche Folge davon seyn müsse. Diese gegenseitigen Eröffnungen störten aber unser brüderliches Verhältniß nicht im Geringsten. Ich hatte das Visir geöffnet und meinem lieben Freund ins Auge geschaut. Schweigend gingen wir eine Weile neben einander her; dann wurde auf andere Gegenstände übergegangen, und als wir in unserer Herberge angekommen waren, trat Miss. Kies freundlich zu mir, um mir zu sagen, daß er erkenne, er habe das Interesse seiner neuen Gemeinde zu bestimmt und hartnäckig verfochten und wünsche und bitte, daß ich, was an seinen Aeußerungen unpassend gewesen, mit Nachsicht beurtheilen und vergeben wolle. Damit war diese Excursion abgethan; wir Beide aber waren um eine Lebenserfahrung reicher geworden, die bei Keinem vergeblich gewesen ist.

Unser Nachtquartier nahmen wir in der Tempelhalle, welche Miss. Kies zur Wohnung diente. Letzterer wäre gerne bereit gewesen, mir sein Lager für diese Nacht abzutreten; aber die ungebetenen Gäste, die sich in seinem Lager einlogirt hatten, ließen ihn Anstand nehmen, mir dieses Anerbieten zu machen. Ich nahm deßwegen auf meiner Matraze auf dem Boden Platz und schlief auch trotz der Unbilden, die mir das aus den Fugen zwischen den Steinplatten heraufkommende Ungeziefer anthat, sehr gut, während mein l. Reisegefährte es wegen der Stechfliegen nicht im Tempel aushielt und mitten in der Nacht im Hof unter freiem Himmel sein Lager aufschlug.

Am folgenden Tag nahm ich die Werkstätten unserer Guledgudd-Christen, namentlich die des Petrus, in Augen-

schein, besuchte auch einige Buden im Bazaar, kaufte Muster von den baumwollenen und halbseidenen Fabrikaten der Guledgudder ein, um sie der Industrie-Commission in Basel vorzeigen zu können, und besprach mich mit einigen Katechumenen theils über ihren Uebertritt zum Christenthum, theils über ihr äußeres Fortkommen nach demselben. Es war namentlich der in unsern seitherigen Berichten oft genannte Fabrikant Malkappa, mit dem ich Unterredung hatte. Er war nicht nur schon längere Zeit dem Evangelium geneigt, sondern auch der einzige Halt der Christen in Beziehung auf ihr äußeres Fortkommen. Trotz des Hasses seiner heidnischen Zunftgenossen gab er den Christen immer noch Arbeit. Mit seinem Uebertritt aber wäre allem Anschein nach sowohl er als die kleine Gemeinde brodlos geworden. Ihm selbst machte überdieß der Umstand zu schaffen, daß er zwei legitime Frauen hatte, welche beide auch zum Christenthum übertreten wollten. Dieser Fall war wirklich ganz geeignet, mir die Schwierigkeiten, mit welchen neu entstehende Gemeinden zu kämpfen haben, recht klar und deutlich vor Augen zu stellen. Ich darf sagen, die hier vorliegenden Verhältnisse waren so schwierig, daß sie für uns, d. h. nicht bloß für die armen Heidenchristen, sondern auch für unsere Gesellschaft unauflösbar waren. Ich hielt mich aber einfach an den Satz: „Gott hat seines eingeborenen Sohnes nicht verschonet, sondern Ihn für uns Alle dahingegeben; wie sollte Er uns mit Ihm nicht Alles schenken?“ Röm. 8, 32. Darauf verwies ich denn auch Miss. Kies, Malkappa und die übrigen Christen. Den letztern durfte ich aus eigener Erfahrung bezeugen, daß der HErr seine Verheißungen an ihnen gewißlich erfüllen werde. Malkappa suchte ich klar zu machen, daß die erste, ja einzige Sorge für ihn seyn müsse, seine Seele zu erretten, und wir, schon um ihm das Ziel nicht zu verrücken, ihm keine Versprechungen machen dürfen in Beziehung auf seine äußere Existenz; dagegen gab ich ihm die Versicherung, daß wenn er um des HErrn willen Alles verlassen habe, die Christen Europa's es ihm auch nicht am täglichen Brot fehlen lassen werden, wenn es

je dahin kommen sollte, daß er eine Zeitlang verdienstlos würde.

Noch war ferner die Frage wegen der Missionsniederlassung in Guledgudd zu besprechen. In Basel war man geneigt, eine solche zuzugeben; doch noch nicht völlig darüber im Reinen, ob Guledgudd nicht als bloße Außenstation von Bettigeri fortgeführt werden könnte. Miss. Kies machte nun aber darauf aufmerksam, daß bei der nächsten Veranlassung neue Volksaufläufe zu erwarten seyen, wo die eingeborenen Christen des Raths und Schutzes eines Europäers bedürfen; daß die ehelichen, häuslichen und gewerblichen Verhältnisse der Gemeinde nicht allein, sondern auch der frühere Zusammenhang der meisten Gemeindeglieder mit dem Guru-Rudi die beständige Anwesenheit eines Missionars noch für eine lange Zeit nothwendig mache, und, wenn irgend eine Stadt in Südmahratta, das Arbeitsfeld in Guledgudd Hoffnung auf baldigen immer gesegneteren Erfolg gebe. Alles, was ich selbst mit Augen sah, überzeugte mich von der Nothwendigkeit der Stationirung eines Missionars in Guledgudd. Damit aber war bereits entschieden, daß ein Missionshaus gebaut werden müsse, da Miss. Kies in der beschriebenen Tempelhalle nicht länger wohnen konnte und durch Kauf kein Haus zu erwerben war. Ich willigte daher in die Erbauung eines Versammlungssaals, die Einrichtung von zwei Zimmern für den Missionar und die Herstellung einer native Wohnung für den Katechisten. Miss. Kies hatte dazu bereits auch einige Vorkehrungen getroffen, mit Hülfe der Gemeindeglieder einen Bauplatz ausgewählt und Steine herbeischaffen lassen. Der gewählte Platz liegt südöstlich von der Stadt jenseits des Flusses und hart an dem Fluß. Gegen diesen Platz hatte ich aber meine entschiedenen Bedenken. Wie kam man über den Fluß bei höherem Wasserstand? War es nicht ungesund so nahe am Fluß, zumal in der Regenzeit und nach Ueberschwemmungen, die bei der Niedrigkeit des Terrains, wie man zugab, auch den Missions-Compound betreffen mußten? Sollte man ferner abermals neben hinausziehen, während wir aus Erfahrung

wußten, daß der Missionar so nahe als möglich bei den Leuten seyn sollte und die Heiden dem Missionar nicht nachlaufen? Deßhalb forderte ich Miss. Kies auf, sich nochmals zu besinnen, ob nicht besser ein anderer Platz gewählt würde. Ich wies auf einen Platz am östlichen Ende der Stadt, an der Hauptstraße nach einem nur 5 Minuten entfernten Dorfe und wieder auf einen andern am entgegengesetzten Ende der Stadt, oben an der Westseite des Bazaars hin, wo die in Trümmer liegende Wohnung des Raja's gestanden hatte und Bausteine in Fülle darbot, und hatte die Freude, meine Gründe von Miss. Kies anerkannt zu sehen. Er wählte später den ersten der soeben von mir bezeichneten Plätze zur Baustelle für das Missionshaus.

Nachmittags versammelten wir noch einmal die Gemeinde um uns, ermahnten und ermunterten sie zur aufrichtigen und völligen Hingabe an den HErrn, zu einer getrosten Zuversicht inmitten aller Anfechtungen und Trübsale und zum treuen Festhalten am Worte der Wahrheit bis ans Ende. Mit der eintretenden Abendkühle aber machten wir uns in Begleitung unseres theuern Freundes Miss. Kies auf den Weg nach Bettigeri.

5. Reise nach Bettigeri.

Miss. Mögling und ich bestiegen wieder die Manschil, Miss. Kies sein Pferd. Mehrere Gemeindeglieder und ein Haufe anderen Volks gaben uns das Geleite. Noch waren wir aber nicht weit vom Thore entfernt, als meine Träger, die mich auf dem Kopfe trugen, und zwar die hinteren, mich fallen ließen, so daß ich gleich am Anfang der Reise auf ziemlich unsanfte Weise daran erinnert wurde, wir reisen, obwohl per Post, doch nicht im Postwagen wie zu Hause. Die Stangen waren indeß bald wieder zurecht gebracht, das Geleite verabschiedete sich, und nun ging's quer durch das Thal, über den Fluß und die Anhöhe auf der entgegengesetzten Seite des Thals hinan. Da lag der Fels eine weite Strecke bis zur Höhe hinauf kahl zu Tage und der stufenförmig ansteigende Pfad war so glatt, daß ich es

fürs Gerathenste hielt, neben der Manschil herzugehen. Sobald aber der Weg auf der Höhe ein wenig besser wurde, legte ich mich wieder in die Tragbahre und ließ die Träger weiter sorgen, weil ich schon vernommen hatte, daß es die nächsten 24 Stunden noch manche Gelegenheit geben werde, sich Motion zu machen. Noch an demselben Abend erreichten wir eine der schönsten Stellen, die ich in Südmahratta gesehen zu haben mich erinnere. Es war ein Thalgrund, an dessen beiden Seiten ein Hügelzug gegen Süden hinlief. Auf der westlichen Seite winkte uns aus der Ferne ein Dörflein zu, das am äußersten Rand der Höhe an die Ruinen eines befestigten Dorfes oder einer Burg sich anlehnte. Felsen und Rasenplätze bildeten die Umgebung. Auch an Wasser und an einer Heerde, die zur Tränke zog, fehlte es nicht. Nur der Weg war, weil außerordentlich steinigt, höchst ungeräumt. Abends zwischen 8 und 9 Uhr ungefähr erreichten wir abermals ein Dorf, in welchem die Träger gewechselt werden sollten. Es war, wie gewöhnlich die Dörfer hier, mit einer Mauer und einem Thor versehen. Vor letzterem hielten wir an. Bald waren wir von einer Menge Leute umschwärmt, wie denn im Dorf Alles so lebendig war, wie gewiß am Tage selten. Ueberall brannten Lichter; überdieß ergoß der volle große Mond eine Fülle von Licht über die Welt. Die Einen liefen dem Vieh nach, Andere saßen vor den Häusern, um zu rauchen und zu schwatzen. Hier wanderte eine Mutter, der ihre Kindlein an einen Zipfel des Kleides sich hiengen, mit einer Opfergabe, die sie auf den kleinen Opfertellern, wie man sie in Indien so oft sieht, schweigend an uns vorübertrug, dem Tempel zu; dort rannte eine obrigkeitliche Person von Haus zu Haus, um Träger für uns herauszuschreien. Demungeachtet wollte sich die nöthige Zahl von Leuten nicht zusammenfinden. Mehr als eine Stunde warteten wir. Endlich kamen die Leute, und ich hoffte, daß wir nun werden aufbrechen können. Allein weit gefehlt; nun mußte noch vorher gemeinschaftlich aus der wandernden Pfeife geraucht werden. Erst nachdem dieses Geschäft beendigt war, ging's endlich vorwärts. Nun be-

gann aber eine neue Prüfung. Meine Träger, als ob es sich bloß um das Daß und nicht um das Wie bei meinem Fortkommen handelte, verfuhren beim Tragen meiner Manschil so wenig kunstgerecht, daß, wenn die zwei Vordermänner die Tragstange auf den Kopf nahmen, die beiden Hintermänner sie gewiß auf die Schultern heruntersetzten und umgekehrt. Dieß hatte die Folge, daß ich das eine Mal die Füße in der Höhe und den Kopf in der Tiefe, das andere Mal den Kopf hoch oben und die Füße tief unten hatte. Eine Weile ertrug ich das geduldig; später aber sprang ich aus der Manschil heraus und versuchte, weil ich keinen Dolmetscher bei mir hatte, durch Deuten und Zeigen den Leuten begreiflich zu machen, wie unbequem mir das Getragenwerden in schiefer Stellung sey. Ich stellte sie in Ordnung und legte ihnen die Tragstangen zuerst allen auf den Kopf, dann allen auf die Schulter; allein kaum war ich eingestiegen, so fing die alte Unordnung von Neuem an. Da war das Gehen offenbar das Beste. Der Weg führte aber gerade zwischen zwei mannshohen Hecken von Euphorbia hindurch und war mit so tiefem Sand bedeckt, daß ich bis über die Knöchel einsank. In der lauen Luft Ostindiens war ich daher gewiß, daß ich bald triefen werde von Schweiß und dann mich nicht mehr legen dürfe. So mußte ich mich eben wieder in die Launen meiner Träger finden. Zum Glück kam nach einiger Zeit Miss. Kies mir nach, der dann den Leuten canaresisch explicirte, was ich vergeblich im Mondschein einzuexerciren versucht hatte. Nach Mitternacht erreichten wir Badami. Dort erwarteten wir etwas Warmes zu bekommen. Allein der Knecht, der zu dem Ende einige Stunden vorausgeschickt worden war, hatte den Peon nicht dazu vermögen können, Feuer und Milch herbeizuschaffen. Beide lagen schlafend in der Tschaudi (dem Reisehaus), als wir kamen, und der Peon war unverschämt genug, die Erfüllung unserer Wünsche als eine Unmöglichkeit darzustellen. Miss. Kies machte sich daher auf den Weg in die Stadt hinein, um das Nöthige für uns und sein Pferd zu erhalten. Miss. Mögling aber überzeugte den Peon durch

eine nachdrückliche Darstellung seiner Pflichten von der unabweisbaren Nothwendigkeit, zu thun, was seines Amtes war. Wirklich war einem nach einer 8 oder 9stündigen Tour ein Glas warmen Thee's und ein Stückchen Brot wohl zu gönnen. Während der Thee bereitet wurde, schauten wir uns im Mondschein ein wenig um. Zur linken der Straße, etwas hinter der Tschaudi, lag die Stadt von hohen dicken Mauern umgeben, mit verschlossenen Thoren, eine Erscheinung aus mittelalterlicher Zeit, aber mehr an die zerfallenen Schlösser der Raubritter als an den Wohlstand der freien Städte jener Zeit erinnernd. Hinter der Stadt, im Osten und Nordosten, erhoben sich im Zwielicht der Mondscheinbeleuchtung fast geisterhaft die grauen Hügel, deren Kette der Malpurba einige Stunden von Badami durchbricht. Gegen Südwesten hin aber streifte der Blick ins Malpurba-Thal hinab, das wir in südwestlicher Richtung durchschneiden sollten. Nach der stehend eingenommenen Mahlzeit und einer weislich geführten Verhandlung mit den Bojeru (sonst Holejaru genannt), die keine große Lust hatten, uns jetzt, um Mitternacht, weiter zu befördern, ging's wieder weiter. Miss. Kies ritt voran, ich folgte ihm. Miss. Mögling mußte noch auf weitere Träger warten. Bald waren wir am Fluß, bei dessen Anblick mir, ich gestehe es, ein wenig bange wurde, weil mir der nächtliche Uebergang über einen Fluß von der Breite, zum Glück nicht von der Tiefe des Rheins bei Basel keine Kleinigkeit zu seyn schien. Indessen wir waren in Gottes Hand. Miss. Kies wies mich an, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und die Beinkleider hinaufzuschlagen, so weit ich könne, bis sein Pferd wieder herüberkomme. Die Träger mußten das Gepäck in Bündel packen, die Manschil zerlegen und wurden angewiesen, die Bündel auf dem Kopf, hinter dem Reiter herzugehen. Dann ritt er vorsichtig durch den Fluß. Ich sah ihm nach, aufmerksam die Richtung verfolgend, die er nahm. Bald war er glücklich durch. Einer der Männer brachte dann das Pferd wieder herüber, und nun vertraute ich mich dem Braunen an. Sicheren Schritts schritt er hinein und hindurch;

das Wasser ging dem großen Pferd wohl einige Male ziemlich weit herauf, so daß ich für den Rath, mich der Fußbedeckung zu entledigen, sehr dankbar war; dagegen kam ich vollkommen wohlbehalten und im Uebrigen trocken am jenseitigen Ufer an, während Miss. Kies, ziemlich durchnäßt, sich theilweise umzukleiden genöthigt war. Den Rest des Weges vom Fluß bis Ronen hatte Miss. Kies die Freundlichkeit, mir sein Pferd abzutreten und in meiner Manschil Platz zu nehmen, was mir nach dem 12stündigen Liegen in der Manschil und dem mit dem Liegen verbundenen Gerüttelt- und Zerstoßenwerden, so müde ich mich fühlte, eine wahre Erquickung war, weil ich wenigstens aufrecht sitzen und die frische Luft, welche der kühle Morgen brachte, auf den weichen Fußpfaden durch die grünen Saatfelder hintrabend, so recht herzgründlich einathmen konnte. Dennoch sehnte ich mich am Ende nach dem außerordentlich lange ausbleibenden Ronen. Fast wäre ich in der Eile meiner Gedanken an demselben vorbeigeritten, weil es von außen eben gar keiner Stadt gleich sah, sondern einem Gewirre von Mauertrümmern und Erdhaufen. Endlich aber fand ich den Eingang zur Stadt, der mir lange ganz verborgen geblieben war, und nachdem ich um einige Ecken herumgebogen, langte ich am südwestlichen Ende der Stadt auf einem freien Platze an, wo mir die Tschaudi und vor derselben zwei offenbar Europäern gehörige Ochsenkarren entgegentraten. An einem derselben machte sich gerade ein Mann zu schaffen, der, so wie er vor mir stand, in der blauen Blouse und mit einem großen Kinnbart, zwar keinem englischen Reverend, aber einem handfesten Schwaben vom Land ähnlich sah, dessen Gesichtszüge ich aber demungeachtet wegen des Waldes um das Kinn nicht sogleich, sondern erst nach einer genaueren Betrachtung wieder erkennen konnte. Es war Miss. Leonberger von Malasamudra, der erste Zögling, den ich nach meinem Eintritt in Basel in die Heidenwelt hatte hinausziehen sehen. Ich hatte ihn herzlich geliebt und mich auf sein Wiedersehen sehr gefreut. Nun gefiel er mir aber, ich muß es gestehen, in dieser veränderten Gestalt so wenig, daß ich in meiner philisterhaften Abnei-

gung gegen alle, gleichviel ob Roth- oder Schwarzwälder um die menschlichen Gesichter herum, Anfangs Mühe hatte, mich in seiner Nähe recht wohl und heimisch zu fühlen. Zum Glück bewies er sich gleich hier in Ronen so freundlich und brüderlich gegen uns, daß ich mich von meinem Erstaunen über die im Aeußern mit ihm vorgegangene Verwandlung allmählig etwas erholte. Er hatte uns seinen und Miss. Hiller's Ochsenwagen die etwa 6 Stunden entgegengebracht. Unterwegs war ihm aber an seinem Wagen eine Achse oder ein Rad schadhaft geworden. Deßhalb hatte er außerordentlich viele Mühe, den Wagen wieder herzustellen. Demungeachtet brachte er Alles so rechtzeitig zu Stande, daß, sobald wir Alle beisammen waren und etwas genossen hatten, Miss. Mögling mit mir den Ochsenwagen Miss. Hiller's besteigen und Bettigeri entgegeneilen konnten. Von Ronen nach Bettigeri hatten wir nun weit bessern Weg. Das Land ist vollkommen eben, meist Haide- oder Weideland. Nur etwa 6 Bäche sind zu passiren, deren Rinnsal bisweilen breit und tief ist, so daß es unser einem wohl öfters höchst schwierig erschien, den steilen und jähen Uferrain mit dem Wagen hinab- und hinanzukommen. Dagegen bot das Land nun auch nicht mehr den geringsten Reiz. Es ist eine einförmige, meist unangebaute, stellenweise öde, in der trockenen Jahreszeit dürre Fläche. Hie und da ist noch ein Dorf zu sehen; wir passirten Tschaudi, Guzimagadi, Hulligalla; aber ich konnte heute diesen Ortschaften kein Interesse abgewinnen. Es war über Mittag gar empfindlich heiß geworden, so daß wir trotz der Leinwanddecke, welche den Karren bedeckte, uns nicht sehr behaglich in demselben fühlten und sehnlich wünschten, nach der Unruhe und den Anstrengungen der Nacht und der brennenden Hitze des Tages in den Schatten eines gastlichen Daches zu kommen. Wir waren daher sehr froh, als wir, Nachmittags 3 Uhr ungefähr, beim Missionshause in Bettigeri anlangten und aus unserm Schwitzkasten erlöst wurden. Wie dankbar ist man in Indien nach einer solchen Tour! Zu dem Weg von

14 — 16 Stunden hatten wir trotz unserer Eile beinahe volle 24 Stunden gebraucht.

6. Die Stationen Bettigeri und Malasamudra.

Bettigeri liegt an den kleinen Ursprüngen der Hirahulla, die etwa 10 Stunden nördlich von Bettigeri bei Munnasi ziemlich nahe bei der Stelle, wo wir den Fluß passirten, in den Malpurba fällt. Die Hulla, so heißt man die kleinen Flüsse in Südmahratta, selbst zieht sich nördlich von der Stadt quer herüber von Südwest nach Nordost und wendet sich dann später nach Norden. Zwei in sie fallende Bäche laufen im Westen und Osten an der Stadt hin. Die Umgegend ist völlig flach, so daß das Auge, so weit es reicht, keinen Ruhepunkt findet, auf dem es verweilen könnte; überdieß in der trockenen Zeit außerordentlich dürre. Nur die niedriger gelegenen Felder haben Baumwollengrund und sind in vollem Sinn des Worts fruchtbares Land. Das Meiste ist Weideland; weite Strecken sind öder Sand. Auf der Straße nach der eine halbe Stunde entfernten Amtsstadt Gadag watet man in tiefstem Sand, und mitten in der Stadt erstickt man beinahe, wenn der Wind den Staub der Straße aufzutreiben beginnt. Statt der Fruchtbäume sieht man nur Dornbäume, nirgends einen Wald oder einen Busch.

Die Stadt zerfällt in zwei Theile: einen größern, den südlich gelegenen, das alte Dorf, und einen kleinern, neuern, den nördlichen, das neue Dorf. Beide sind aber zusammengebaut, und kein Europäer würde von selbst auf den Gedanken kommen, daß der nördliche Stadttheil neugebaut ist. Erst wenn er darauf aufmerksam gemacht wird, bemerkt er in diesem Stadttheil eine größere Regelmäßigkeit der Straßenlinien und immer noch fortgehende Neubauten. Im Uebrigen sind die neuen Häuser Erdhütten, wie die alten, die Dächer Erdlagen auf Zweige aufgeschüttet, hier wie dort. Miss. Hiller soll sich bei der Anlegung der neuen Stadt sehr nützlich gemacht haben, ein Verdienst, das der Collector dadurch anerkannte, daß er den Missionar zum Voll-

strecker mancher seiner Regierungsmaßregeln machte. Sowohl die andern Missionare aber als die Committee hätten gewünscht, er hätte diese Geschäfte den englischen oder eingeborenen Beamten überlassen.

Die Einwohnerschaft von Bettigeri, welche damals im Ganzen 5936 Seelen betrug, etwa 1200 Seelen mehr als die Amtsstadt Gadak, begriff 750 Muhammedaner, 400 Leute aus den kleinern Kasten und 4700 Hindu's, meist Lingaiten, in sich. Von diesen sind die meisten Weber und Bauern, ein betriebsames, rühriges, aber verschmitztes und abgeseimtes Volk.*)

Die Missionsniederlassung liegt auf der Westseite der Stadt, steht zwar abgesondert, befindet sich aber nichtsdestoweniger im Mittelpunkt des Verkehrs, weil sie hart an der nach Gadak führenden Hauptstraße gelegen ist, und den Endpunkt mehrerer sehr gangbaren Straßen bildet. Dennoch ist mir immer noch sehr zweifelhaft, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, statt rechts und links von der Oberamtsstadt, ich meine in Bettigeri und Malasamudra, nur an Einem Punkte und zwar eben im Mittelpunkt des Bezirks, in Gadak selbst, sich anzusiedeln. Das Missionshaus in Bettigeri gehört zu dem Eigenthümlichsten, was ich von Bauten gesehen habe. Es ist ganz von Erde erbaut, wie die Häuser der Eingebornen, hat nicht bloß Wände, sondern auch ein plattes Dach von Erde; weßwegen man zu Zeiten nicht nöthig hat, die Briefe zu sanden, indem der Sand einem von selbst von oben herab aufs Papier und auch auf den Kopf rieselt, wenn z. B. eine gewisse Classe von Thierchen sich in den Reisern Bahn bricht, auf welche die Erde aufgeschüttet ist. Dennoch ist auf den ersten Stock wenigstens noch ein Theil von einem zweiten aufgesetzt, nämlich zwei kleine, freilich nicht sehr einladende und darum

*) Der ganze Taluk (Oberamtsbezirk) Gadak zählt 49,531 Einwohner. Darunter sind 1876 Brahminen, 12,500 Bauern, 5410 Lingaitenpriester und Lingaiten-Kaufleute, 6469 Schäfer, 6174 Weber, 7000 von den geringen Kasten, 235 Dschains, 4420 Muhammedaner; im Ganzen 25,499 männliche und 24,032 weibliche Einwohner.

auch nur als Rumpelkammern benützte Kämmerchen, in welche man auf einer Leiter hinaufsteigt und von denen man auf das platte mit einem Kalkguß überzogene Erdendach hinaustreten kann. Das Erdgeschoß enthält die eigentliche Wohnung für die Missionare und hat Raum für zwei verheirathete Männer, wenn sie keine Versammlung im Hause selbst halten wollen, mit andern Worten, wenn sie einen eigenen Betsaal erbauen, und wenn es ihnen für ihre Person mehr um die Zahl der Gemächer als um den Raum in denselben zu thun ist; denn Wände und Thüren hat das Haus übergenug, die Zimmer aber sind, wie es scheint, nach dem Maßstab einer Puppenstube eingerichtet worden. Vor dem Haus gegen die Straße befindet sich ein Gärtchen und ein großer in Felsen gesprengter, aber unvollendeter Brunnen. Zur Seite steht ein Nebengebäude, was Küche, Speisekammer und Pferdestall enthält. Hinter dem Haus gegen Westen befindet sich ein großes Stück Feld, das die Mission von der Regierung in Pacht genommen, urbar gemacht und eingehegt hat. Es wird aus einem großen teichartigen Brunnen gewässert, den Miss. Hiller angelegt hat. Von einem der Dornbüsche hinweg, die diesen umgeben, nahm ich eines jener merkwürdigen Vogelnester,*) die in der Form eines beinahe geschlossenen Trichters aus Gras geflochten von ihren Bewohnern an einem zarten Zweiglein frei in die Lüfte hinausgehängt werden. Fast in der nördlichen Ecke des Gartens war ein Hof für das Rindvieh sammt Stallung für dasselbe angebracht. Die Station unterhielt etwa 40 Stücke, baute etwa 46 Acker Land und hatte außerdem etwa 100 Morgen Weideland im Pacht. In der Stadt selbst besitzt die Mission 2 Schulhäuser, jedes 2 Zimmer, eines für die Knaben und das andere für die Mädchen enthaltend. Sie führen den Namen oberes und unteres Schulhaus, weil das eine in der Mitte der Stadt, das andere um ein Unmerkliches tiefer, weiter gegen die Hirahulla hinab, liegt.

*) Versteht sich ein leeres.

Als Arbeiter standen damals in Bettigeri Miss. Hiller und Miss. Kies, welch letztern wir bereits auf der Außenstation Guledgudd kennen gelernt haben. Miss. Hiller war schon seit einer Reihe von Jahren in Bettigeri stationirt, an eine Schwester meines theuern Freundes Mögling verheirathet und Vater von 4 Kindern. Geboren den 10. April 1811 zu Holzgerlingen im Königreich Württemberg, wo sein Vater Leineweber war, verlebte er seine Kindheit in seinem Geburtsort und im elterlichen Hause unter mancherlei häuslicher Noth und tief ins Herz schneidenden Erfahrungen zwar immer kräftiger heranreifend, aber doch nur oberflächlich berührt von der Macht der Gnade. Nach seiner Confirmation erlernte er das Glaserhandwerk in Maichingen; unter den gegebenen Verhältnissen konnte er es aber in seiner Kunst nicht weit bringen. Deßhalb mußte er nach Vollendung der Lehrjahre zunächst eben erst die kleineren Werkstätten aufsuchen. Er arbeitete in Beutelsbach, Cannstatt, Teufringen und in Weil der Stadt. In dieser katholischen Stadt ging ihm theils ein klareres Bewußtseyn von den Segnungen evangelischer Erziehung und der Wahrheit der protestantischen Lehre, theils ein lebendigeres Verlangen nach dem Worte Gottes und gesunder Seelenspeise auf. Oftere Disputationen mit den Katholiken brachten ihn zu der Erkenntniß, daß die Katholiken ihre Irrthümer so fest halten, als er seine biblischen Lehrsätze, und er persönlich Gott nicht wohlgefälliger sey, als ein gläubiger Katholik auch, so lange die Lehrsätze des Evangeliums nur in seinem Kopfe und nicht in seinem Herzen Platz genommen. So wurde ihm mehr und mehr ein Blick in seine Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit und in den Reichthum der Gnade Gottes in Christo geschenkt. Dazu verhalfen ihm namentlich auch die Predigten Hrn. Dr. Barth's, damals noch Pfarrers in Möttlingen, die er fleißig besuchte. Aus der alten Missionswerkstätte in Möttlingen erhielt er auch die Missionsschriften, welche den Missionstrieb in ihm entzündeten, immer mehr anfachten und beständig unterhielten, bis er im Januar 1835 mit der Bitte um Aufnahme in das Missionshaus in Basel

hervortrat. Der Brief, mit welchem der junge Hiller seinen einfachen Lebenslauf der Missions-Committee übersandte, gehört zu den schönsten Anmeldungsschreiben, die unser Archiv besitzt. Der Referent, der die Papiere des Petenten begutachtete, gibt über denselben folgendes Urtheil ab: „Hiller „scheint ein sehr feuriger und kräftiger Jüngling zu seyn, „den der HErr mit mannigfaltigen Gaben zu seinem Dienst „ausgerüstet hat. Seine Petrus ähnliche Natur dürfte „freilich noch durch manches Feuer der Trübsal geläutert „werden; indeß blickt sein redlicher Sinn aus seinem im „Ganzen wohlgeschriebenen Aufsatze allenthalben durch und „flößt viel Freudigkeit zu seiner Aufnahme ein." Es konnte daher nicht fehlen, daß ihm sein Wunsch erfüllt und er ins Missionshaus aufgenommen wurde. Hier aber zeigte sich dann, daß es ihm, wenn gleich nicht an Verstand, Eifer, Beharrlichkeit, praktischem Geschick, an Kühnheit und namentlich an Selbstverleugnung, doch an der wünschbaren Begabung für die Erlernung fremder Sprachen und wissenschaftlicher Fächer überhaupt fehle. Deßhalb wurde er schon nach einem Aufenthalt von 3 Jahren, im Jahr 1838, für Ostindien bestimmt, wo man ihn damals bei seiner vielseitigen Geschicklichkeit dennoch mit großem Vortheil verwenden zu können hoffte. Zuerst unterstützte er die Brüder in Mangalur, dann in Hubli; im Jahr 1840 aber erhielt er den Auftrag, mit Miss. Frey die Colonie für die Kalaguana-Leute zu beginnen. Aus Einem solchen Posten im Osten von Südmahratta wurden aber den beiden Brüdern unter den Händen zwei. Frey begann das Werk in Malasamudra, Hiller in Bettigeri, 1841. Jeder ging einen andern Weg.

Als wir am 9. Dec. 1851 in Bettigeri anlangten, traf ich Miss. Hiller sehr leidend. Fast das ganze Jahr hindurch hatte er gekränkelt. Im Februar war er von heftiger Diarrhoe befallen worden. Die Folge dieses Krankheitsanfalls war oft wiederkehrende Kolik und große Angegriffenheit des Nervensystems. Am 19. März kam ein heftiger Ruhranfall. Im Monsun fühlte er entschiedene Besserung; im November kehrte aber das alte Leiden verstärkt

zurück. Noch jetzt, im December, konnte er kaum gehen. Dessen ungeachtet mußte ich ihn nun nothgedrungen in Anspruch nehmen, und zu meiner Beruhigung verschaffte ihm unser Besuch eher Erleichterung als Verschlimmerung. Ich bat ihn natürlich, sich unsertwegen nicht anzustrengen und der Gefahr neuer Rückfälle auszusetzen; allein von Stunde zu Stunde nahm er, ohne daß ich es hindern konnte, lebendigeren Antheil an unseren Verhandlungen. Den noch übrigen Rest des ersten Tags freilich konnten wir nichts mehr beginnen; wir waren dazu von der Reise her zu sehr erhitzt, ermüdet und erschöpft. Zuerst aßen wir nachträglich zu Mittag, und zwar zum ersten Mal seit langer Zeit in ganz schwäbischer Art. Ich weiß zwar nicht mehr, was aufgetragen wurde, doch meine ich mich der Spätzlen und des Kartoffelsalats zu erinnern, was meine Leser der Merkwürdigkeit halber interessiren wird. Natürlich wurde dann viel von der Heimath gesprochen und auch das Haus und die Gärten in Augenschein genommen. Dabei erkannten wir auf den ersten Blick, daß sich die Haushaltung der Geschwister Hiller von der der bisher besuchten Geschwister bestimmt unterschied. Man hatte da Manches besser eingerichtet als an andern Orten. Da konnte man z. B. einen vom Missionar selbst fabrizirten Kunstherd sehen, den einzigen, den ich auf unsern Stationen sah; da fand ich einen Ochsenkarren eigener Construction, der zwar nicht elegant, aber zu größeren Reisen wirklich recht brauchbar war; so vielleicht noch dieß und jenes. Im Ganzen aber war die häusliche Einrichtung und Lebensweise um ein Ziemliches geringer als auf andern Stationen. Statt der Kästen und Kommode hatte man lange Truhen an der Wand auf dem Boden herumstehen, die zugleich als Sitze dienten; die Kinder liefen ohne Strümpfe und Schuhe u. s. w. Die Kritiker in der Heimath, die, obwohl oft mitten im Ueberfluß sitzend und ein gemächliches Leben führend, die Missionare manchmal beschuldigen, sie seyen so weit von der Armuth des Lebens Christi entfernt, hätten vielleicht einige Mühe gehabt darüber zu entscheiden, welcher Name der Haushaltung

in Bettigeri beizulegen sey, ob sie sie bürgerlich oder bäuerlich, missionsmäßig oder armselig nennen sollen. Manche möchten gesagt haben: so hätten sie sich die Missionshaushaltungen nicht gedacht; Andere würden gar, die Achseln zuckend, von Mangel an Bildung und guter Sitte gesprochen haben. Demungeachtet bin ich nicht im Stande den so höchst bescheidenen Einrichtungen der Bettigeri-Haushaltung in jedem Betracht das Wort zu reden. Vielmehr hätte mir in Bettigeri klar werden müssen, wenn ich es nicht schon vorher gewußt hätte, daß man den Stand eines Missionswerks nicht nach solchen Aeußerlichkeiten beurtheilen darf; daß die äußerlich armselige Lebensweise eines Missionars noch keineswegs besonders gesegnete Erfolge der Missionsarbeit, ja nicht einmal ein besonderes Geschick für häusliche und ökonomische Einrichtungen verbürgt. Dieß wird sich im Folgenden herausstellen.

Ich begann am 10. December die Visitation der Station mit der Vorlegung meiner Vollmacht und einer Darlegung der Absichten der Committee bei der Visitation unserer ostindischen Stationen und insbesondere Bettigeri's. Von dieser Station war die Spannung, welche wegen der vermeintlichen Usurpation der Agentur oder der Leitung unserer ostindischen Mission von Seiten Miss. Mögling's zwischen dem Südmahratta-District und den Stationen des Unterlands oder zwischen den Missionaren in Südmahratta einerseits und Miss. Mögling, Inspector Hoffmann, mir und der Committee andererseits eingetreten war, vorzugsweise ausgegangen und unterhalten worden. Der theure Miss. Kies hatte dieser Stimmung mit Miss. Albrecht als Abgeordneter des Oberlandes auf der letzten General-Conferenz Worte geliehen. Diese Angelegenheit zu bereinigen war eine meiner Hauptaufgaben. Sie mußte vor Allem zur Sprache kommen. Nach einer eingehenden und offenen Darlegung des Ganges der Verhandlungen in Basel und Beseitigung einer Reihe von Mißverständnissen, die sich eingeschlichen hatten, erklärten jedoch die Missionare Hiller und Kies mit großer Bereitwilligkeit, daß sie den Ungrund ihrer Anklagen gegen

Miss. Mögling, Inspector Hoffmann und mich nunmehr vollkommen erkennen. Miss. Kies sprach überdieß sein tiefes Bedauern aus über die durch sein Auftreten auf der General-Conferenz herbeigeführte Verstimmung der Gemüther, bat die Committee aufrichtig um Verzeihung und versicherte sie seiner innigsten Liebe und seiner aufrichtigsten Ergebenheit in dem HErrn. Ich wurde es aufs Neue zu meiner großen Freude und Beruhigung inne, daß Missionsleute, wenn auch in Folge der Mangelhaftigkeit des brieflichen Verkehrs oder der Ungebahntheit der Wege, auf denen sie einhergehen müssen, ja selbst in Folge der ihnen immer noch anklebenden Sünde und Schwachheit, mancherlei Irrungen sich zwischen sie hineinschieben können, einander nur vor dem Angesicht des HErrn ins Auge zu schauen brauchen, um sich wieder völlig zurecht zu finden und wieder zu erkennen. Freilich verleihen uns die hier offen eingestandenen Schattenseiten unseres gemeinsamen Lebens keine Berechtigung zum Selbstruhm und zu gegenseitiger Erhebung; sie sind vielmehr eine beständige und laute Aufforderung zur Demüthigung und Buße für uns. Dagegen ist es tröstlich für uns, zu sehen, wie man in unsern Kreisen doch immer auf die Stimme des Erzhirten merkt, und sich durch Ihn immer wieder zurechtbringen läßt; darum dürfen wir denn auch trotz unserer Schwachheit und Sünde rühmen und frohlocken, daß der HErr uns dennoch nicht verwirft, sondern sein Werk aus Gnaden durch uns fortführt und seiner Vollendung unfehlbar entgegenbringen wird.

Eine weit mehr Zeit und Kraft in Anspruch nehmende Arbeit war die Ordnung der ökonomischen Angelegenheiten der Station. Miss. Hiller hatte vor Jahren auf den Wunsch und mit Unterstützung des Collectors in Dharwar und mit Wissen und Willen der Committee einen Versuch gemacht, eine Kaffee- und Baumwollenpflanzung anzulegen; allein der Versuch mißlang. Die Committee verfügte deßwegen die Aufhebung der Pflanzung. Demungeachtet hatte Miss. Hiller eine im Vergleich mit dem Umfang der früher von der Regierung erhaltenen Felder freilich geringe, aber

nach unsern Begriffen immer noch ansehnliche Anzahl Aecker beibehalten; dagegen dieselben auf Kosten seiner Privatcasse umgetrieben in der Hoffnung, der Missionscasse mit dem Ertrag seiner Bemühungen eine ansehnliche Unterstützung zuwenden und zugleich den sich bekehrenden Heiden die Mittel des Unterhalts verschaffen zu können. Statt daß er aber diesen seinen Zweck erreicht hätte, verwickelte er sich dadurch in mancherlei zum Theil auch finanzielle Schwierigkeiten, welche den übrigen Missionaren und der Committee viele Verlegenheiten und Nöthen bereiteten. Ich sollte nun den Stand der Dinge untersuchen und die Angelegenheit in Ordnung bringen. Dazu waren mehrere Tage erforderlich. Das Ergebniß der Rechnungsrevision und der Berathungen war, daß die in die Oekonomie gesteckte Summe eigentlich unbedeutend sey, die Oekonomiecasse kein Deficit, im günstigen Fall vielleicht sogar noch einen Ueberschuß haben werde; daß aber dennoch die Fortführung der Landwirthschaft durch Miss. Hiller unter den gegebenen Verhältnissen theils aus persönlichen Gründen, theils aus Missionsrücksichten nicht rathsam sey. Miss. Hiller war sehr gerne bereit, jeder Anordnung sich zu unterziehen; ich mußte aber die definitive Entscheidung auf das Ergebniß der Berathungen in der Districts-Conferenz aussetzen, um so mehr als der Stand des Missionswerks auf der Station mir überhaupt die Frage nahe legte, ob nicht eine durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse auf derselben unabweisbares Bedürfniß sey.

Schon seit Jahren arbeiteten mehrere Missionare in Bettigeri. Sie predigten und lehrten; keine unserer Stationen in Südmahratta unterhielt einen so lebendigen Verkehr mit Hunderten und Tausenden, wie diese. Viele näherten sich, empfingen Katechumenen-Unterricht, schienen heilsbegierig, äußerten ein Verlangen nach der Aufnahme in die christliche Kirche, nach der Taufe, und schlossen sich sehr enge an die Missionare an. Dennoch kamen die Kinder nicht zur Geburt; und von den Wenigen, welche die Taufe empfingen, fiel der bei weitem größere Theil wie-

der ab. So zählte in dem Augenblicke, als ich in Bettigeri war, die Station selbst zwar 304 Heidenkinder in ihren Schulen; sie hatte aber keinen Christen aufzuweisen. Im Frühjahr 1851 waren zwar (cf. Jahresbericht von 1852 Seite 88 ff.) abermals einige hoffnungsvolle Jünglinge nahe daran, die Ketten zu zerreißen, die sie gegen ihre Ueberzeugung und gegen ihren Willen immer noch im Heidenthum festhielten; allein auch sie traten in der entscheidenden Stunde zurück. Unter diesen Umständen galt es zu untersuchen und sich darüber klar zu werden, ob die Ursache von der, man durfte nicht sagen: augenscheinlichen Erfolglosigkeit der Missionsarbeit, sondern man mußte sagen: beständig wiederkehrenden Verkümmerung der wirklich schön hervorsprossenden Saat in den localen Verhältnissen liege oder in der Art und Weise, wie man auf Seiten der Missionare verfuhr. Dazu lieferten nun schon die von der Station eingelaufenen Berichte und Briefe mannigfache Anhaltspunkte. Es fiel auf, daß Miss. Hiller der Aufforderung zu mehr directer, regelmäßiger, förmlicher Heidenpredigt, wie sie auf andern Stationen mit so viel Segen betrieben wurde, nicht nur keine Folge gab, sondern auch den Grundsatz aufstellte, daß nur die gelegentliche Unterredung mit den Einzelnen in Südmahratta anwendbar und heilsam sey. Man mußte glauben, man huldige in Bettigeri einer gewissen Accomodations-Theorie; man meine erst allmählig nach mancherlei didaktischen Vorbereitungen mit der ganzen Wahrheit herausrücken zu dürfen und verfahre aus Furcht vor rückgängigen Bewegungen der Katechumenen oder aus Gefälligkeit gegen so viele, die man für Freunde hielt und durch vorsichtiges Benehmen gewinnen zu können hoffte, nicht mit dem erforderlichen Ernst und mit der nothwendigen Entschiedenheit. Noch klarer sah man an Ort und Stelle. Jene im Frühjahr zurückgegangenen Jünglinge standen nicht allein immer noch in Verbindung mit der Mission, sondern stellten sich auch bei den wiederholten, stundenlangen Unterredungen, die ich und Miss. Mögling mit ihnen hatte, als so tief von der Wahrheit ergriffene Gemüther dar, daß man ihr Zu-

rückbleiben im höchsten Grad räthselhaft finden mußte. Deßhalb entschlossen wir einen neuen entscheidenden Schritt zu thun, um die Bande zu sprengen, die sie fesselten. Wir erboten uns, sie nach Mangalur mitzunehmen. Sie waren bereit, rüsteten sich während mehrerer Tage, erschienen mit ihren Bündelein reisefertig. Da erschien aber der Versucher und Widersacher im entscheidenden Moment und setzte die armen Jünglinge in Furcht und Schrecken, so daß sie abermals mit Beschämung und Schmerz zurücktraten. Miss. Hiller's Munschi, Guruschitta, ein liederlicher aber schlauer Brahmine, kam unglücklicher Weise am Abend der Abreise ins Missionshaus, wo er freien Zutritt hatte, machte sich an die Jünglinge, förschelte sie aus, erzählte ihnen dann, wie man in Mangalur krätzig werde und sie elendiglich im Stich gelassen werden werden; sie glaubten ihm zwar nicht, kamen aber über sein Eingreifen in ihre Sache doch auch nicht hinweg. Die Jünglinge waren also noch nicht stark genug, um selbstständig den Weg zu verfolgen, den ihre Ueberzeugung sie gehen hieß. Aber man sah auch, wie wenig Miss. Hiller seine Leute durchschaute oder welchen Einfluß Miss. Hiller einem Manne wie Guruschitta auf seine Umgebung gestattete. Ein weiteres Moment zur Beurtheilung der Zustände lieferte der Besuch der Schulen und der Abendstunden für Männer, welche in einem der Schulhäuser gehalten zu werden pflegten. Die Schullocale waren entschieden besser hergerichtet und günstiger gelegen als auf den andern Stationen. Dagegen lieferten die mit den Schulkindern vorgenommenen Prüfungen trotz des mannigfachen handschriftlichen Apparats, welchen die Station, zum Theil weil die von andern Missionaren bearbeiteten Schulbücher nicht für genügend befunden wurden, für ihren eigenen Gebrauch besonders ausgearbeitet hatte, nicht die günstigen Resultate, wie die der andern Südmahratta-Stationen. In der Abendversammlung zu der mich die sie besuchenden Männer noch ausdrücklich und dringend einladen ließen, war zwar eine große Zahl älterer und jüngerer Männer erschienen. Es war sehr interessant, eine so zahlreiche und hochachtbare

Versammlung zu sehen. Da saßen die schwarzen Herren und hörten, wie man hätte meinen können, sehr aufmerksam und lernbegierig zu. Ja als die Reihe des Sprechens an sie kam, floß ihr Mund über von Lob der Missionare und von Dankbezeugungen für die ihnen aus dem Umgang mit den Europäern zufließende Wohlthat der Belehrung und Erleuchtung. Man hätte denken können, diese Leute würden Alle mit Nächstem Christen werden. Einer der Hauptsprecher schilderte mit großer Beredsamkeit, wie sie bisher in der Finsterniß gesessen, aber nun durch die Missionare ihnen das Licht aufgegangen sey und wie, wenn man nur fortfahre, alles Dunkel verschwinden werde. Der tiefer blickende Beobachter aber mußte klar erkennen, das dieß lauter leere Worte, eitle Complimente seyen. So in Masse fällt in Indien nirgends Vornehm und Gering dem HErrn zu. Ich sah recht deutlich, wie gefährlich es für einen Missionar in Ostindien ist, wenn er, sey es aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit, sey es im Weisheitsdünkel oder in der Hoffnung, sich Lob und Liebe der Menschen zu sichern, einen Schritt breit von der Ueberzeugung weicht, daß die Bekehrung eines jeden Menschen ein Wunder der umschaffenden Gnade, eine That Gottes ist und das Wort den Menschenkindern nicht menschlich präparirt und zugestutzt, sondern in Lauterkeit und Kraft einfältiglich und gläubig gepredigt werden muß, wenn es Leben schaffen und die Sünder selig machen soll.

Zugleich aber meinte ich im Verlauf der Verhandlungen in Bettigeri allmählig zu erkennen, daß die Mängel des dortigen Missionswerks nicht in einer klar und bestimmt ausgeprägten Theorie, noch auch in bewußter Opposition gegen die übrigen Brüder und die Vorsteher unserer Gesellschaft, sondern vielmehr in manchen, bisweilen allerdings ziemlich stark hervortretenden Schwachheiten des Seniors der Station, namentlich in einer gewissen Unbesonnenheit und Selbstüberschätzung ihren Grund haben; also in solchen Schwachheiten, unter denen das Missionswerk zwar immerhin wirklich leiden mußte, die sich aber mit vielen sonst anerkennens-

werthen Eigenschaften des Charakters verbinden konnten. Gerade dieses Ergebniß der Visitation aber machte es mir außerordentlich schwer, die rechte Entscheidung in Betreff der Zukunft Bettigeri's zu treffen. Einerseits sollten nothwendigerweise die Verhältnisse umgestaltet werden, andererseits kam es mich außerordentlich sauer an, den in mancher Hinsicht verdienten Missionar gegen seinen Willen versetzen zu sollen. Die Tage in Bettigeri waren deßhalb die schwersten, die ich in Indien verlebte; ich durchwachte mehr als Eine Nacht im Nachdenken und Gebet, überlegte die Sache mit den anwesenden Brüdern, beziehungsweise mit Miss. Hiller und seiner Frau. Endlich erkannte ich als das Beste, vor der Hand bei einigen vorläufigen Anordnungen stehen zu bleiben und die endliche Entscheidung der Sache auf das Ergebniß der Districts-Conferenz auszusetzen. Zu meiner Beruhigung und Freude fanden sich dann auch die Geschwister Hiller in die Möglichkeit weiter greifender Aenderungen mit Ergebung und Vertrauen auf den HErrn und ohne Unzufriedenheit mit mir, wie ich glaube annehmen zu dürfen.

In Malasamudra machte ich zwischen die Bettigeri-Arbeiten hinein am 11. Dec. einen Besuch. Wir machten uns mit Tagesanbruch auf den Weg, meine beiden Reisegefährten und Miss. Kies zu Pferd, ich auf dem Ochsenwagen. In Gadag besuchten wir die beiden Tempel, von denen ich in meinen Bemerkungen über Land und Volk von Südmahratta bereits mehrfach gesprochen habe, und trafen dabei mit Hrn. Collector Law von Dharwar zusammen. Dann ging's über den Berg hinüber nach Malasamudra, das etwa 1½ Stunde von Bettigeri liegt. Es war natürlich noch frühe, als wir ankamen; dieß war aber auch nothwendig, da ich die Visitation wo möglich an Einem Tage vollenden wollte. Wir machten uns deßwegen auch sogleich an die Arbeit. Da die Zahl der Christen in Malasamudra nur sehr gering war, nämlich 5 Seelen betrug, die Arbeit an den Heiden einzig darin bestand, daß der Missionar auf die bald größere, bald kleinere Anzahl von Knechten und Tagelöhnern durch Beispiel und Ermahnung

einen christlichen Einfluß übte, oder derselbe bisweilen einen Predigtausflug für einige Tage in die Umgegend machte, so war meine Aufgabe auf der Colonie vorzüglich nur die, mich mit dem Areal, dem Betrieb und dem Ertrag der Oekonomie und der Zuckersiederei bekannt zu machen und die so oft aufgeworfene Frage der Entscheidung näher zu bringen oder gar zu erledigen, die Frage nämlich, ob die Arbeiten in Malasamudra in der bisherigen Weise fortgeführt oder aufgegeben und die Station dann verlassen oder reorganisirt werden solle. Wie meinen Lesern bereits bekannt ist, wurde die Station 1841 gegründet, um daselbst die zum Uebertritt zum Christenthum sich bereit erklärenden Kalagnanaleute anzusiedeln und in einer abgeschlossenen Gemeinde zu vereinigen. Dieser Colonisationsplan scheiterte aber durch das Zurücktreten der Leute; aus einer Niederlassung von Heidenchristen wurde ein Bauernhof oder eine Maierei, welche ein unordinirter Missionar verwaltete und mit Hülfe einer kleinern Anzahl von Christen und einer größern Anzahl heidnischer Knechte und Tagelöhner umtrieb. Bis zum Jahr 1849 bebaute in dieser Weise Miss. Stanger mit einigen, von Bettigeri herübergezogenen, schwarzen Christen und einer größern Anzahl heidnischer Arbeiter, die er anstellte, das zur Station gehörige Missionsland, das ungefähr 200 Morgen beträgt. Daneben richtete er, um den Bau des Zuckerrohrs, das an den tieferen und wasserreicheren Stellen des Guts vortrefflich gedieh, möglichst einträglich zu machen, eine kleine Zuckersiederei ein, in welcher zwar der Zucker nicht vollständig raffinirt, aber bis zur Christallisation geläutert wurde. Im genannten Jahr aber trat Miss. Stanger aus dem Dienst der Basler Mission und Miss. Leonberger trat an seine Stelle (im Januar 1850). Dieser, geboren den 6. Januar 1822 zu Aldingen, Oberamt Ludwigsburg, im Königreich Württemberg, ist der einzige Sohn eines begüterten Bauern daselbst. Als er 12 Jahre alt war, suchte sein Lehrer seinen Vater zu bestimmen, ihn eine höhere Schule besuchen zu lassen, und der Knabe selbst bat lange den HErrn darum, daß er des Vaters Sinn dahin lenken möchte, daß

er sich dem Lehrstande widmen dürfe. Allein der Vater wünschte den Sohn zu seiner Unterstützung zu behalten, und auch diesem entschwand in Folge der Weigerung des Vaters allmählig die Lust zum Lehrerberuf. Dagegen gewann er die Welt lieb und verlor er sich, obwohl im Aeußern ein ehrbarer Jüngling, auf mancherlei Sündenwege. Doch ging ihm der Erzhirte der Schafe in der Stille nach. Die Calwer Kirchengeschichte, die ihn mit der Missionsgeschichte älterer Zeit bekannt machte, die Predigten einiger jüngeren Geistlichen, namentlich des jetzigen Garnisonsprediger Müller's in Stuttgart, der damals in Aldingen angestellt war, die Bekanntschaft mit dem Salon bei Ludwigsburg trugen, jedes dieser Momente in seiner Art, zu seiner Erweckung bei. Nun griff er zur Schrift, und der alte Schatz an Sprüchen und Liedern, den er in seinem Gedächtniß trug, wachte in seiner Seele auf. Das Gelesene und Gehörte begleitete ihn auf seine Aecker und Felder und beschäftigte ihn oft, wenn er in der Stille hinter dem Pflug herging. Von Anfang an aber verband sich, wie so oft, mit der Liebe zum HErrn und zu seinem Wort die Liebe zu den Heiden und zu der Mission. Da er aber der einzige Sohn seiner Eltern war, kostete es die Seinigen einen jahrelangen schweren Kampf, ja viele Thränen, ehe der Entschluß feststand, den Sohn in die Heidenwelt ziehen zu lassen. Um so lieber nahm ihn die Committee der evangel. Missionsgesellschaft zu Basel in das Missionshaus auf, als er nach 5jähriger Wartezeit im Jahr 1845 doch noch die Erlaubniß erhielt, sich um Aufnahme in dasselbe zu melden. In Basel war er sehr fröhlich in seinem Gott, glücklich im Kreise der Brüder, voll Freundlichkeit, Geduld und Selbstverleugnung; dagegen kostete ihn die Erlernung fremder Sprachen eine außerordentliche Anstrengung, während er sich in allen praktischen Beziehungen als äußerst tüchtig und in jeder Beziehung als recht zuverlässig bewies. Dieß war denn auch der Grund, warum er um Weihnachten 1849 auf den eben so schwierigen als verleugnungsvollen Posten in Malasamudra gestellt wurde. Mit Freudigkeit und voll Hoffnung zog er aus,

Allein schon die erste Zuckerernte und Siedezeit, während der er sich wie ein Hindu den ganzen Tag der Sonne und dem Feuer aussetzte, versetzte ihn in einen körperlich sehr leidenden Zustand, eine für den großen, kräftigen und früher so gesunden Mann ganz neue, durchaus unerwartete und deßhalb keineswegs ganz leichte Sache. Die ostindische Hitze und der Dampf des Siedehauses griff seine Nerven sehr an und verursachte ihm Monate lang andauerndes Kopfweh mit Schlaflosigkeit verbunden. Dazu kam, daß er die auf der Colonie arbeitenden Knechte und Tagelöhner wegen ihrer Unsittlichkeit und Schlechtigkeit der Reihe nach zu entlassen und vom Ort zu entfernen sich gedrungen sah, und dann außer Stande war, ihre Stellen mit bessern Leuten zu besetzen. Auch dieß hatte er sich zu Hause ganz anders vorgestellt. Er wollte zwar nichts anderes, als die Heiden zu Christo führen, und daß sie als Heiden schlecht seyen, mußte er wohl erwarten; aber theils dachte er sie sich eben nicht so sehr schlecht, theils wußte er noch nicht aus Erfahrung, wie unendlich viel schwerer es ist, mit Heiden umzugehen, als selbst mit unbekehrten und sehr verweltlichten Christen in der Heimath. Deßhalb gerieth er in große Noth, und in dieser Noth erschien es ihm völlig zweifelhaft, ob von einer längeren Fortführung seiner Arbeit, ja der Station selbst, ein reeller, insbesondere ein geistlicher Gewinn für die Mission zu erwarten sey. Zwar war das Zuckergeschäft nachweisbar vortheilhaft für die Missionscasse gewesen; die Station kostete dieselbe nicht nur nichts, sondern warf noch etwas mehr ab. Dagegen wollte sich von den Knechten keiner bekehren; ja sie suchten jedem, der dem Missionar näher treten wollte, den Weg zu verlegen. An die Ausführung des frühern Colonisationsplans war ohne dieß nicht zu denken; es wollte ja Niemand Christ werden, und wenn auch Einige Christen wurden, so war Malasamudra nicht der Ort, wo ein christliches Dorf errichtet werden konnte, denn es konnten sich höchstens 15 Familien auf dem Felde ernähren und die Umgegend ist steril und ziemlich unbevölkert, so daß hier das Licht unter den Scheffel

gestellt wäre. Ueberdieß war die Zuckersiederei um der Concurrenz der großen Etablissements der Engländer willen eine precäre Unternehmung, die jeden Tag vernichtet werden konnte. Endlich kam in Betracht, daß Miss. Leonberger von der Oekonomie so in Anspruch genommen war, daß er wenig Zeit für die Erlernung der Sprache und die Missionsarbeit übrig behielt und er doch nicht seines Vaters Bauernhof verließ, um in Indien seine Tage mit landwirthschaftlichen Geschäften zuzubringen, sondern um die Heiden mit dem HErrn Jesus bekannt zu machen. In diesem Licht erschien ihm in seiner Einsamkeit die Malasamudra-Frage, oder konnte sie ihm wenigstens oft erscheinen.

Ich ließ mir nun von Miss. Leonberger seine Ansichten und Gedanken offen mittheilen, das Missionshaus und die Nebenhäuser, das Vieh und die Ackerwerkzeuge, die Gärten und Felder, die Zuckersiederei und die Vorräthe an Syrup und Zucker und Anderem zeigen, und besprach mich mit ihm und den beiden Missionaren Mögling und Kies gründlich und allseitig theils über die von Miss. Leonberger und seinen Vorgängern gemachten Erfahrungen und die denselben zu Folge unleugbar vorhandenen Mißstände, theils über die verschiedenen Wege, die zu Abhülfe derselben eingeschlagen werden könnten. Das Missionshaus mit seinen Nebengebäuden und den freien Plätzen um dieselben liegt ziemlich in der Mitte des ganzen Guts, zwischen dem Dörflein Malasamudra (d. h. Kothmeer) und unsern Zuckergärten auf einer wenig fruchtbaren Stelle des Terrains. Es ist aus demselben Material, und in derselben Manier aufgeführt, wie das Bettigeri-Haus, ist aber einstöckig und weit zweckmäßiger eingerichtet, als jenes. Es enthält 6 große Zimmer, weil es anfangs für zwei verheirathete Missionare bestimmt war. Zwei von diesen Zimmern sind als die Sterbestätten der Missionare Hall und Essig, damals der einzigen Basler Missionare, die ihren Lauf in Indien vollendet haben, jedem mit unserer Mission verbundenen Herzen besonders theuer. Außer diesem Hause besitzt die Mission 7

Viehställe, ein Magazin, eine Werkstätte, eine Wagenhütte, 7 Wohnungen für Eingeborene (Knechte und Tagelöhner oder Colonisten), eine Zuckersiederei in Malasamudra; freilich höchst geringe Gebäulichkeiten, die alle mit einander höchstens 1000 Rupien gekostet haben und nicht verkauft werden könnten, nichtsdestoweniger unter Umständen ein erwünschtes Eigenthum. Die Felder zerfallen in 5 Classen. Zur ersten Classe gehört die große Partie des Guts, welche sich an den Hügeln im Nordosten der Colonie hinaufzieht. Dieß ist wüste liegendes, völlig unfruchtbares, bodenarmes und sehr steinigtes Land, das nur dann nutzbar zu machen wäre, wenn man es sehr reichlich bewässern könnte, was bis jetzt eine Unmöglichkeit ist, trotzdem, daß ein lieber theurer Missionsfreund meinte, man könnte das Wasser aus dem Bach im Thal auf den Berg hinauftragen. Die zweite Classe bildet ein schmaler Streifen Landes, der am Fuß des Hügels hinläuft und aus sehr schlechtem Ackerfeld besteht. In die dritte Classe gehörte das gewöhnliche Ackerfeld, das sich in weiter Ausdehnung weiter hinab gegen die Niederung und wiederum an den jenseitigen Höhen hinauf ausbreitet. Abermals tiefer und zwar zu beiden Seiten des Bachs liegen dann diejenigen Aecker, welche bereits zu Gärten benützt werden könnten. Sie bilden die vierte Classe. In die fünfte Classe endlich gehört das gleichfalls rechts und links vom Bach liegende eigentliche Gartenland, ein fetter Grund, der nicht bloß aus dem Bach, sondern überdieß aus vier großen, künstlich angelegten Teichen täglich reichliche Bewässerung erhält. Nur das Land fünfter Classe konnte zum Bau des Zuckerrohrs verwendet werden. Die Aecker mußten mit Getreide, rothem Pfeffer und verschiedenen Hülsenfrüchten bebaut werden. Man kaufte aber zu dem selbst erzeugten Zuckerrohr von den umwohnenden Bauern je nach Bedürfniß noch eine größere oder kleinere Quantität hinzu, und dadurch wurde das Zuckergeschäft doch so einträglich, daß die Zuckersiederei einen doppelt so großen Reinertrag lieferte, als die Oekonomie ihn abgeworfen haben würde, selbst wenn die Zuckerrohrgärten mit sogenannten Plänteus und ähnlichen

kostbaren Früchten angepflanzt worden wären. Freilich war dieß aber nur so lange der Fall, als man dem Militär in Belgaum den Zucker liefern durfte, was rein von der Willkür oder der Gunst der englischen Militärbeamten abhing. Unter diesen Verhältnissen gestaltete sich mir die Ansicht über Malasamudra dahin, daß ich zugeben mußte, Malasamudra könne nicht wohl ein größeres christliches Dorf werden, es sey denn, daß der bei weitem größere Theil der Dorfbewohner aus Handwerkern bestünde. Es wurde mir klar, daß die heidnischen Knechte und Tagelöhner jüngern Christen gefährlich werden, heilsbegierigen Seelen in den Weg treten und die Arbeit des Missionars an ihnen vereiteln konnten. Ich sah ein, daß Ein unverheiratheter, so ganz einsam stehender Mann in der Heimath vollauf beschäftigt gewesen wäre mit einer Arbeiterschaar von 20 Knechten und eben so vielen Tagelöhnern, und daß dieß noch viel mehr im heidnischen Indien der Fall sey, wo man mit Unarten und Sünden und mit einer Unkultur und Unwissenheit zu kämpfen hat, von der man in der Heimath keine Vorstellung hat. Deßhalb hatte ich mit meinem lieben Erstlingsboten an die Heidenwelt inniges, herzliches Mitleid, um so mehr, als er körperlich beständig leidend war. Darum bemühte ich mich denn auch aus allen Kräften, ihn aufzurichten, ihn zu ermuntern, und ihm in Allem, wo möglich, zu Willen zu seyn. Wie schwer ist doch die Stellung eines jungen Mannes, wenn er so ganz allein in eine Einöde unter solch ein Knechte-Volk hinausgestellt wird, zumal wenn er der Sprache des Landes noch nicht mächtig ist, wie dieß hier der Fall war! Auf der andern Seite mußte ich dennoch festhalten, daß nicht bloß die mündliche, sondern auch die thatsächliche Predigt in Wandel und Leben den Heiden nahegebracht eine Gotteskraft sey; daß es eine Frage gewesen wäre, ob der junge Missionar, dem die Zunge noch so wenig gelöst war, mit canaresischen Vorträgen nur so viel gewirkt hätte, als mit seinem Beispiel und seiner landwirthschaftlichen Thätigkeit; daß der HErr sich und seinen Knecht doch auch an den Herzen der jetzt so schlecht prädicirten Knechte und Tage-

löhner zu seiner Zeit legitimiren könne; daß sich über die geistliche Fruchtbarkeit des Postens noch gar nicht urtheilen lasse, so lang der Missionar noch so wenig Canaresisch verstehe; daß sich wohl, wenn der Missionar mehr in das Land und Volk eingelebt sey, manche neue Wege finden lassen dürften, um an die Herzen der Hindu's zu kommen. Ferner wußte ich bereits von den Stationen des Unterlandes her, daß wenn die Südmahratten einmal anfangen werden, sich in größerer Anzahl zu bekehren, ein Platz, auf dem sich 15 Familien nähren könnten und bereits eine Anzahl Wohnungen bereit stünde, von sehr großem Werth wäre, und daß dann auch die Einsamkeit und nur mittelmäßige Fruchtbarkeit eines Theils der Malasamudra-Felder kein Hinderniß mehr sey, die Station zu bevölkern. Und schließlich konnte ich es eben nicht über mein Gewissen bringen, den Posten zu verlassen, und die Häuser, die gewiß Niemand kaufen würde, zusammenfallen zu lassen. Ich konnte wünschen, die Gründung von Malasamudra wäre unterblieben. Dieß berechtigte mich aber nicht, die auf die Station verwandte Mühe und Arbeit wegzuwerfen und die Grabeshügel der beiden hier im HErrn dahingeschiedenen Brüder zu verlassen. Vielmehr mußte ich glauben, der HErr werde die bei der Gründung Malasamudra's gemachten Fehler nun der Gesellschaft um so mehr in Segen verwandeln, jemehr sie bereits Schmerzen gemacht und uns Buße und Vorsicht gepredigt haben. Selbst den Vortheil, den die Zuckersiederei im Vergleich mit der bloßen Oekonomie gewährte, glaubte ich nicht ohne Weiteres hingeben zu dürfen. Die Gesundheit meines lieben Freundes hatte sich bereits wieder gebessert; ferner wußte er selbst die Wege zu bezeichnen, wie mit einem Aufwand von einigen Hundert Rupies die Gefahr für die Gesundheit des Missionars und der eingebornen Sieder großentheils beseitigt werden konnte. Ueberdieß durfte ihm ja wohl gesagt werden, daß er nicht wie ein Knecht unausgesetzt auf dem Feld oder am Siedekessel zu stehen habe. Wir riethen ihm, den Lohn der Knechte und Tagelöhner zu erhöhen, damit er tüchtigere und rechtschaffenere Leute auswählen

könne. Ich ermunterte ihn, eine Anstalt für verwahrloste und verwaiste Kinder zu gründen, und versprach ihm, das so nahe gelegene Gadag mit seinen zwei Schulen seinem Wirkungskreis zuzutheilen, um ihm noch mehr zu unmittelbarer Missionsarbeit Gelegenheit zu verschaffen. Zu meiner großen Freude erklärte er sich auch nicht bloß von Herzen bereit, den Beschlüssen und Weisungen der Brüder und der Committee nachzukommen, wie sie auch lauten möchten, sondern schienen auch unsere Vorstellungen und Rathschläge bereits ermuthigend auf seine Stimmung zu wirken. Es wurde aber späte Nacht über unsern Verhandlungen und der Abfassung des Protokolls, so daß sich fragte, ob wir noch nach Bettigeri zurückkehren sollen. Allein die Zeit war kostbar; ich zog es deßhalb vor, noch in der Nacht über den Berg hinüber zu ziehen. So begaben wir uns nur noch hinüber auf den Gottesacker. Klar und hell schien gerade der Mond im ersten Viertel auf die großen Leichensteine, welche die Gräber der beiden Erstlinge unserer ostindischen Mission bedeckten. Es war mir wehmüthig, daß wir gerade über die Aufhebung der Station berathen hatten, wo ihre irdischen Ueberreste im Grabe ruhten. Doch durchdrang mich dort an ihrem Grabe noch weit mehr als das Gefühl der Unvollkommenheit unserer besten Werke, auch unserer Missionsarbeit, das heilige und selige Bewußtseyn, daß die, welche hier mit Thränen den Samen des ewigen Evangeliums ausgesäet, dort mit Freuden ihre Garben bringen werden.

Als wir in Bettigeri ankamen, war es bereits so spät, daß Alles im tiefsten Schlummer lag. Die folgenden beiden Tage dauerten die Verhandlungen fort. Ihre Resultate habe ich bereits mitgetheilt. Am Sonntag wohnten wir dem Gottesdienst an, dem nicht bloß die Christen von Malasamudra, sondern auch eine freilich nur sehr kleine Anzahl Heiden beiwohnte. Am Montag reiste ich in Begleitung des Miss. Kies mit Miss. Hiller's Ochsenkarren nach Hubli zurück. Dieß war die angenehmste unter meinen Südmahratta-Touren. Zwar war die Gegend einförmig, führte der Weg durch nichts als Ackerfelder hin, gab es auch an diesem

Tag einige Geduldsübungen, die der Reisende in Ostindien als das tägliche Brod betrachten muß; aber der Weg war doch im Ganzen gut, der Wagen dießmal bequem zum Sitzen eingerichtet, mancher wenigstens geschichtlich interessante Punkt zu passiren, wie z. B. Anigeri, wo am Wege noch die steinernen Denkmäler zu sehen sind, welche den Sieg des Lingaitismus über das Dschinathum verkünden, und überdem mein Begleiter so freundlich, mir den langen Weg von 12 Stunden durch viele höchst anziehende und lehrreiche Mittheilungen über Indien aufs Angenehmste zu verkürzen. Doch konnten wir ja nach ostindischem Brauch nicht ohne ein kleines Abenteuer an unser Ziel kommen. Auf der letzten Station mußten wir sehr lange auf die Ochsen warten; daher wurde es sinkende Nacht, ehe wir nach Hubli kamen, und da fuhr dann der Fuhrmann unmittelbar vor der Stadt und in der Stadt vorher noch eine Weile, zwar nicht mit der Stange, aber mit uns im Nebel herum.

7. Die Districts-Conferenz in Hubli vom 16.—19. December.

Auf Dienstag den 16. December hatte ich sämmtliche Südmahratta-Missionare unserer Gesellschaft nach Hubli zu einer Districts-Conferenz zusammenberufen. Diese wurde Vormittags um 11 Uhr mit einer Predigt in deutscher Sprache, welche Miss. Weigle über 1 Cor. 9, 27. hielt und ich den Lesern des Magazins im ersten Heft dieses Jahrgangs S. 112 bereits mitgetheilt habe, feierlich eröffnet.

Am 17. Morgens nahmen die Sitzungen ihren Anfang. Zuerst wurde die Wahl eines Districts-Präsidenten und eines weiteren Abgeordneten für die General-Conferenz, welche im März 1852 gehalten werden sollte, vorgenommen. Diese Wahlen und namentlich die Bestellung eines Präses der Districts-Conferenz als Vorstands sämmtlicher Stationen des Districts veranlaßte eine weitläufigere Erörterung der Pflichten, welche dem einen District leitenden Missionar obliegen, so wie eine uns Missionsleuten nicht uninteressante und sehr wichtige Discussion über die Möglichkeit, brüder-

liche Gesinnung und brüderliches Benehmen mit dem Bewußtseyn amtlicher Ueber- und Unter-Ordnung und mit gewissenhafter Erfüllung der mit dem Amt eines Districts-Präsidenten verbundenen Pflicht des Urtheils und der Berichterstattung über die Arbeit anderer Brüder zu vereinigen.

Sodann erstattete ich Bericht über die einzelnen Stationen. Ich begann mit Bettigeri, indem ich die Wahrnehmungen, welche ich daselbst zu machen Veranlassung und Gelegenheit hatte, mittheilte, und die Frage zur Besprechung brachte, 1) wie es mit der von Miss. Hiller betriebenen Oekonomie gehalten werden solle; 2) was sowohl im Interesse des Missionswerks als im persönlichen Interesse Miss. Hiller's in Beziehung auf dessen zukünftige Stellung angerathen werde. Sämmtliche Anwesende stimmten dafür, daß Miss. Hiller sich von der Leitung der Oekonomie zurückziehen, sein Vieh, seine Geräthschaften und Vorräthe Miss. Leonberger übergeben solle, die Güter dagegen verpachtet werden sollen, bis man sie für Heidenchristen bedürfe. Ebenso war die Mehrzahl der Ansicht, daß Miss. Hiller die in Bettigeri in religiöser Beziehung wünschenswerthe und der Natur der Sache nach nothwendige Krisis mit dem besten Willen und der ernstesten Anstrengung weder zu bewirken noch zu einem glücklichen Ziel zu führen im Stande seyn werde, wenn die Voten in Beziehung auf die im Uebrigen einzuschlagenden Wege auch sehr verschieden ausfielen.

Nachmittags kam Malasamudra an die Reihe. Das Protokoll der dortigen Besprechungen wurde vorgelesen und ich stellte sodann die Frage an die Conferenz: darf und soll Malasamudra nach dem Antrag Miss. Leonberger's aufgehoben werden? Sämmtliche Missionare, mit Ausnahme des Miss. Kies, waren entschieden für die Fortführung der Station, auch der Zuckersiederei. Darauf hin erklärte sich Miss. Leonberger bereit, seine bisherigen Arbeiten fortzuführen. Demzufolge war man nun nur darauf bedacht, ihm seine Stellung möglichst zu erleichtern. Es wurde daher beschlossen, daß einige Veränderungen an der Einrichtung des Siedehauses vorgenommen und ein Mann

gesucht werden solle, der Miss. Leonberger als Unteraufseher unterstützen könnte. Ich bezeugte am Ende noch besonders, daß ich aufs Bestimmteste überzeugt sey, Miss. Leonberger sey von dem HErrn für Malasamudra bestimmt. Er sey der Mann gewesen, zu dem man das entschiedenste Zutrauen gehabt habe, daß er auf diesem schwierigen Posten ausdauern werde. Er würde mir, wie er der Erste gewesen, dessen Aussendung ich mit erlebt und mit bewirkt, gleich auch meine erste Missionshoffnung zerknicken, wenn er nicht auf seinem Posten ausharren wollte. Der HErr prüfe den jungen Missionar. Er werde nirgends ohne Leiden zum Ziel kommen. Leide er, so möge er beten, allein und mit den Brüdern, auch mit den Eingeborenen, die seine Umgebung bilden. Dieß werde auch im Gesundheitspunkt helfen. Ich bitte Miss. Leonberger und jeden Missionar, den Antrag auf Aufhebung einer Station nicht im ersten Feuer der Trübsal zu machen. Sehe er in der nächsten Siedezeit sein körperliches Uebelbefinden wieder zunehmen, so möge er sich schonen, möglichst zurückziehen, Arznei gebrauchen, und dem Unteraufseher, den wir ihm, wie ich hoffe, gewiß ausfindig machen werden, die seiner Gesundheit schädlichen Arbeiten überlassen.

Nach dieser Erörterung wurde eine die Station Guledgudd betreffende Frage erledigt, die Summe nämlich beiläufig fixirt, welche für das neue zu erbauende Missionshaus daselbst ausgegeben werden dürfe.

Der Bericht über die Station Dharwar gab Veranlassung, über eine Reihe von Geld- und Verwaltungs-Fragen, die Anlegung von Grundbüchern, die Bezüge der Stations-Bedürfnisse vom Generalcassier, die in Indien eingehenden Donationen, die Rechnungsführung, namentlich auch die den eingeborenen Christen darzureichenden Unterstützungen sich auszusprechen.

In der Vormittagssitzung vom 18. Dec. wurde in der Berathung des Dharwar-Protocolls fortgefahren. Dabei wurde unter Anderm auf die Einführung regelmäßiger Katechisationen in den Gemeinden gedrungen, vor einseitiger

Unterschätzung der officiellen Form und des öffentlichen Charakters des Christenthums, mit Einem Wort der Kirchlichkeit in den äußeren Formen und Einrichtungen des Gemeindelebens und des Gottesdienstes mit Hinweisung auf bestimmte einzelne Thatsachen gewarnt; ferner ein Bedenken, das gegen die Eröffnung der Heidenpredigt mit Gesang und Gebet mit Hinweisung auf Matth. 7, 6. erhoben wird, näher beleuchtet; eben so zur Erforschung der Gründe, warum die Missionsarbeit in Südmahratta bisher nicht die gesegneten Erfolge gehabt habe, wie in der Provinz Canara und Malabar, nachdrücklichst aufgefordert, und schließlich eine Reihe von Fragen, welche in die Gemeinde-Ordnung einschlagen, wie z. B. das Tragen von heidnischem Schmuck, die Gültigkeit in der Kindheit geschlossener und nicht vollzogener Ehen, die Polygamie, die Ehescheidung und die Wiederverheirathung geschiedener Personen besprochen.

In der Nachmittagssitzung fügte ich zu den besondern durch die Visitationsprotocolle der einzelnen Stationen veranlaßten Bemerkungen noch einige allgemeine Wünsche und Bitten hinzu. Ich bat aufs Nachdrücklichste, die neugetauften Christen nicht so lange, wie es bisweilen geschehen, auf die Zulassung zum heil. Abendmahl warten zu lassen, weil sich bei solchen Christen, welche früher philosophischen Secten angehört haben, wie z. B. die Guledgudd-Leute, leicht der Irrthum einschleiche, daß das Abendmahl ein Geheimritus sey, der nur Eingeweihten ertheilt werde, die durch die Zulassung zu demselben zu einer höheren Stufe von Erkenntniß gelangen. Ich ermahnte ferner zu fleißigem Studium der heiligen Schrift und der Sprachen und Literatur Indiens. Ich empfahl den Südmahratta-Missionaren das Katechistenseminar in Mangalur, weil ich bemerkte, daß man in Südmahratta theils noch der Meinung war, die selbsterzogenen Katechisten seyen den in einem Seminar gebildeten vorzuziehen, theils gerade gegen das Seminar in Mangalur mancherlei Vorurtheile hege. Ferner wurde auf die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Behandlung der Katechisten und Schullehrer rücksichtlich der ihnen zu reichen-

den Besoldungen aufmerksam gemacht; schließlich aber noch über die Art und Weise gesprochen, wie die Uebersetzung der von einer Commission ausgearbeiteten Liturgie unserer ostindischen Missionskirchen in die fünf von unsern Missionaren gesprochenen Sprachen am leichtesten und zweckmäßigsten zu Stande gebracht werden könnte.

Während der letzten Sitzung wurde ein neu heraustretender Lingaite, den Miss. Müller eben mit Hülfe der Polizei aus den Händen des über seinen Entschluß, Christ zu werden, empörten Pöbels, befreit hatte, in den Betsaal hereingeführt, wo die Conferenz versammelt war. Schon mehrere Tage vorher war die Nachricht aus der Stadt ins Missions-Gehöfte gedrungen, daß ein Goldschmied seine heilige Schnur zerrissen, seinen Zopf sich habe abscheeren lassen und laut und öffentlich erklärt habe, er glaube an Jesum Christum und wolle sein Jünger werden. Sein Weib und sein Vater wußten nicht, was sie anfangen sollten; sie hielten das Ganze anfangs für einen Anfall von Wahnsinn und suchten den Mann wieder zur Vernunft zu bringen. Als dieß ohne Erfolg blieb, schleppte man ihn vor die Obrigkeit. Allein auch da erklärte Maharudrappa, dieß ist sein Name, mit Freimüthigkeit und Freudigkeit, daß er ein Jünger Jesu zu werden entschlossen sey. In Folge dessen sagte sich sein Weib mit ihrer 7jährigen Tochter von ihm los. Dieß Alles geschah, ohne daß eine Kunde davon zu den Christen gedrungen wäre. Erst als am Abend des zweiten Tags der Mann geschlagen und auf jede Weise mißhandelt wurde, wurde im Missionshause verkündigt, es finde in der Stadt ein Auflauf statt wegen eines Mannes, der ein Christ werden wolle. Da aber der Mann nie ein Wort gegen den Missionar geäußert hatte, und keine Miene machte, ins Missionshaus zu kommen, wurde von Seiten der Christen kein Schritt gethan. Erst am dritten Tage, als die Aufregung immer höher stieg und nach den Gerüchten das Leben des Mannes in Gefahr zu stehen schien, sandte die Districts-Conferenz den Miss. Müller zum Mamledar (Oberamtmann), um ihn für das Leben des Mannes, wer er auch sey und

was er auch wolle, verantwortlich zu machen. Dieser, obwohl nichts weniger als geneigt, einen Abtrünnigen zu schützen, sandte nur den Cotwal (Polizeiwachtmeister) mit einigen Peons (Polizeidienern) mit dem Missionar zur Stelle. Der Mann hatte sich auf die Veranda der Missionsschule in einer der Bazaarstraßen geflüchtet. Ein Haufe Volks umgab ihn. Der Polizeibeamte fragte den Verfolgten: was er beabsichtige und zu thun gesonnen sey? Dreimal gab er dieselbe Antwort: „ich will ins Missionshaus gehen!" ungeachtet ihm jedesmal von Seiten des Missionars vorgestellt wurde, wie wichtig und entscheidend sein Schritt sey: er verliere die Kaste; vielleicht finde er sich getäuscht, wenn er mit den äußern Verhältnissen der Christen näher bekannt werde; möglicher Weise könne ihn sogar der Missionar nicht einmal zur Gemeinde zulassen, wenn er finde, daß ihm das fehle, was die unerläßlichste Vorbedingung des Anschlusses an die Christenheit sey; dann sey er völlig ausgestoßen und verlassen. Da aber der Mann entschieden und standhaft seinen Entschluß, Christ zu werden, vor allem Volk bezeugte, gab der Polizeibeamte Befehl, ihn ins Missionshaus zu bringen. Das Volk mußte Platz machen, und unversehrt langte er im Missionshause an. Er wurde in den Betsaal hineingeführt, wo die Conferenz versammelt war. Blaß, die Spuren der Mißhandlung an sich tragend, trat er herein; nur schüchtern ging er vorwärts. Als aber die Mitglieder der Conferenz ihm entgegentraten, ihm die Hand reichten und ihn unter Segenswünschen willkommen hießen, verzogen sich die Wolken, die auf seiner Stirne lagerten, und ein freundliches Lächeln erhellte seine Züge. Wie die Taube, die in den Felslöchern eine Zufluchtsstätte findet, so war es diesem merkwürdigen Flüchtling zu Muthe, als er unter dem Schatten unserer Flügel sich ruhig niederlassen konnte.

Einen schöneren Schluß hätten unsere Berathungen über das Missionswerk in Südmahratta nicht finden können. Wir vollendeten unsere Geschäfte Abends 8 Uhr mit großer Freude.

Am folgenden Tag kamen die Christen des Districts Alle mit wenigen Ausnahmen in Hubli zusammen, um noch gemeinschaftlich mit uns den Tod des HErrn zu verkündigen. Morgens 7 Uhr hielt Miss. Kies den canaresischen Christen eine Vorbereitungspredigt. Halb 11 Uhr hielt Miss. J. Müller eine deutsche Predigt über Joh. 13, 25. und unmittelbar darauf eine canaresische Ansprache über Joh. 15, 16. Sodann theilten die Brüder Müller und Weigle allen Anwesenden, den einen in deutscher, den andern in englischer, den dritten in canaresischer Sprache das heil. Abendmahl aus. Nachmittags 3 Uhr hielt ich eine Abschiedsrede über Apost. Geschichte 25, 28., welche Miss. Weigle ins Englische, Miss. Kies ins Canaresische übersetzte. Die Feier war reichlich gesegnet und gehört zum Schönsten, was ich erlebte, so wenig glänzend die Außenseite dieses stillen Festes war.

Noch an demselben Tag reiste ich mit meinem Neffen, von Miss. Albrecht als Dolmetscher begleitet, nach Schimoga ab. Mein Freund Mögling begab sich nach Sircy, wohin Hermann Kaundinja ihn zu kommen bat, weil seine Frau ihn gebeten hatte, sie abzuholen, aber mit solchen Anweisungen, welche deutlich erkennen ließen, daß Kaundinja nicht ohne Kampf in den Besitz dieses so lange verlorenen Gutes sich werde setzen können.

8. Rückblick.

Hier breche ich, um dieses vierte Heft nicht über Gebühr zu verlängern, für dieses Mal ab. Möge mein Bericht über unsere Südmahratta-Stationen dazu beitragen, sowohl in unsern Freunden zu Hause als in unsern Missionsarbeitern draußen den Eifer für die Bekehrung der Bewohner Südmahratta's neu und recht kräftig zu beleben. Die Provinz Südmahratta ist eines der interessantesten Missionsfelder, aber auch dasjenige unserer Missionsgebiete, das bisher am wenigsten Früchte getragen hat, dasjenige, welches mir als Visitator am meisten Stoff zu tadelnden Bemerkungen gab. Mögen meine einfach historischen Relationen den an der Südmahratta-Mission sich von Amts wegen oder freiwillig

betheiligenden Freunden die Ermunterung und die Belehrung verschaffen, welche ich denselben, sollte ich meiner Aufgabe genügen, darzubieten bestrebt seyn mußte. Ohne Zweifel trifft den hier vorliegenden vierten Theil meiner Reisebeschreibung noch in einem höheren Grad als die vorigen Theile der Vorwurf zu weit gehender Offenheit; ohne Zweifel ist mein Urtheil in mancher einzelnen Beziehung nicht vollkommen richtig. Ich habe aber als Berichterstatter nie den Beifall der Menschen suchen wollen, und will ihn grundsätzlich auch fernerhin nicht suchen. Dagegen habe ich die Wahrheit, ohne Parteilichkeit, ohne Härte, zu sagen mich aus allen Kräften bemüht. Daß manche Missionare und Missionsfreunde die kritische Haltung der Missionsberichte nicht lieben, ist für den Inspector einer Missionsanstalt nur eine um so dringendere Aufforderung, am rechten Ort Kritik zu üben. Wo aber soll der Ort für Kritik seyn, wenn nicht in einem Visitationsbericht? Ueberdieß glaubte ich durch die Offenheit meiner Berichte eine Pflicht gegen die Missionare zu erfüllen, die ich visitirte. Ich weiß aus eigener Erfahrung, welche Nachtheile mit der geheimen Berichterstattung verbunden sind. Wie berichten oft Dekane über ihre Pfarrer? Welches Mißtrauen kann sich auch in Missionskreise einschleichen! Hier liegen meine Berichte. Ich bin gewiß, daß die Offenheit eine heilige Pflicht für mich ist; bringt sie mir Tadel ein, so widerfährt mir ja nichts Sonderliches. Ich würde getadelt worden seyn, wie ich auch geschrieben hätte. Dem HErrn seyen auch diese unter manchen Seufzern geschriebenen Bogen befohlen.

Zu Ihm sage ich mit Bengel: deme, supple, adde.

Lingayat I 134, 137

ringsten Hindu wohlbekannt. Der Taluk (das Oberamt) Hubli zählt 100,000 Einwohner in etwa 146 Dörfern. Die Stadt liegt in einer großen fruchtbaren Ebene an einem kleinen Fluß, der sie in zwei Hälften theilt, von denen die eine, die nordwestliche, Althubli, die andere, die südöstliche, Neuhubli heißt. Die Straßen der Stadt ziehen sich theils in der Thalmulde hin, in welcher der Fluß in mehreren Krümmungen langsam herabrinnt, theils an den niedrigen, sanftansteigenden Abhängen zur Rechten und Linken des Wassers hinauf. Da die Thalsohle aber nur um sehr Weniges tiefer liegt als die Anhöhen, sind dieselben zum größern Theil völlig eben. Sie sind nicht wie die Straßen der Unterländer-Städte von Bäumen überschattet, sondern vollständig der Sonne ausgesetzt, daher zwar licht und hell, aber auch, besonders die im tieferliegenden Althubli, in der trockenen Jahreszeit mit tiefem Staub bedeckt. Der größere, belebtere und wohlhabendere Theil der Stadt ist entschieden Neuhubli. Seine freien, wohl oft 80 und mehr Fuß breiten Straßen und namentlich die Kreuzstraßen bilden die Bazaars der Stadt, welche stets, besonders aber an den Markttagen, von Menschen wimmeln, von zahlreichen Werkstätten, Kaufläden und Magazinen besetzt und weit reicher als die Märkte des Unterlandes mit Verkaufsgegenständen überführt sind. Hierher bringen die Bauern und Handwerker von weit und breit die Produkte des Landes und der Industrie, und von hier aus versenden hinwiederum die eingebornen Großhändler dieselben nach allen Landestheilen und sogar in großen Massen in weite Ferne. Man darf daher Hubli als den nationalen Mittelpunkt des Landes betrachten.

Aus diesem Grunde wurde die Stadt anfänglich von unserer Gesellschaft als Hauptstation für unsere Südmahratta-Mission ins Auge gefaßt. Es gab eine Zeit, wo man glaubte, 4 Missionare da stationiren zu sollen, und gewiß wäre dieß für eine so volkreiche Stadt und für einen so einflußreichen Posten keine zu große Arbeiterzahl gewesen. Dieser schöne Plan wurde aber niemals ausgeführt. Miss.